universität wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

Sprache, Leib & Gefühl

Leiblich-affektives Spracherleben multilingualer SprecherInnen

Verfasserin

Mag. Lisa Hessenberger

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:	A 066 899
Studienrichtung lt. Studienblatt:	Masterstudium Angewandte Linguistik
Betreuerin:	Univ.-Prof. Doz. Mag. Dr. Brigitta Busch

Ich danke all jenen Personen, die für diese Arbeit ihre Zeit und ihre sehr persönlichen Erfahrungen mit mir geteilt haben.

Ich danke meinen Eltern.

Ich danke Alex, Anna, Babsi D., Babsi M., Jasmin, Judith, Julia, Kathi & Tanja

„Kurz, mein Leib ist nicht einfach ein Gegenstand
unter all den anderen Gegenständen,
ein Komplex von Sinnesqualitäten unter anderen,
er ist ein für alle anderen Gegenstände empfindlicher Gegenstand,
der allen Tönen ihre Resonanz gibt, mit allen Farben mitschwingt
und allen Worten durch die Art und Weise, wie er sie aufnimmt,
ihre ursprüngliche Bedeutung verleiht.“

(PhdW 276)

INHALTSVERZEICHNIS

Zum Primat von Leib & Mehrsprachigkeit – eine Einleitung 9
1. Zur Phänomenologie des leiblichen Zur-Welt-seins 13
1.1. Merleau-Pontys Leib-Begriff 15
1.2. Merleau-Pontys Konzeption der leiblichen Wahrnehmung 21
1.2.1. Die intentionale Verfasstheit der Wahrnehmung 23
1.2.2. Die Bedeutung von Struktur, Gestalt & Körperschema für die Wahrnehmung 24
1.2.3. Wahrnehmen als Verhalten 27
1.2.4. Interkorporeität & Sozialität 30
1.3. Leibliches Empfinden & Gefühle 33
1.4. Struktur von Gefühlen 37
Zusammenfassend 41
2. Zu Sprache, Sprechen & Mehrsprachigkeit 42
2.1. Merleau-Pontys Konzeption der leiblichen Artikulation & des Sprechens 42
2.2. Sprachenrepertoire & Languaging 48
2.3. Lebensweltlicher Multilingualismus & habitualisierter Monolingualismus 54
Zusammenfassend 60
3. Zum empirischen Vorgehen 61
3.1. Der Forschungsprozess 61
3.2. Die Befragten 64
3.3. Die Erhebungsmethoden 65
3.4. Die Auswertungsmethoden 68
Zusammenfassend 72
4. Zum leiblich-affektiven Spracherleben 73
4.1. Aggressionsaffekte 74
4.2. Gefühle des Stolzes & des Selbstwertes 81
4.3. Gefühle der Scham & Peinlichkeit 86
4.4. Gefühle der Minderwertigkeit 96
4.5. Gefühle der Traurigkeit 99
4.6. Gefühle der Freude 103
Zusammenfassend 107
Zu Leib, Gefühl & Sprechen – ein Querschnitt & Ausblick 109
Literatur 118

Zitierte Schriften & fragmentarische Bibliographie Merleau-Pontys.....128
Anhang..... 130
1. Transkriptionskonventionen..... 130
2. Einstiegsfrage, Leitfaden & Protokollierung.....131
3. Analyseschema Themenanalyse..... 132
4. Analyseschema Feinanalyse..... 132
5. Interviewdetails..... 133
6. Abstract: Leiblich-affektives Spracherleben..... 134
7. Abstract: Bodily language experience.....135
8. Резюме: Телесно-аффективное испытывание языка 136
9. Lebenslauf..... 138

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 1: Die sieben Phasen des Forschungsprozesses (vgl. Froschauer/ Lueger 2003, 2009; Hessenberger 2011: 69).....62
Abbildung 2: Beispiel für ein Sprachportrait einer befragten Person.....66
Abbildung 3: Beispiel für ein Sprachportrait einer befragten Person.....66
Abbildung 4: Mein Sprachenportrait: Russisch, Englisch, Ukrainisch, Norwegisch, Deutsch, Latein, Französisch, Schöne Worte, Sprachzukunft 138

ZUM PRIMAT VON LEIB & MEHRSPRACHIGKEIT – EINE EINLEITUNG

„Ssobakewitsch hörte ihm mit geneigtem Kopf zu,
während sein Gesicht auch nicht den geringsten Ausdruck zeigte.
Es schien, dass er in seinem Körper überhaupt keine Seele habe,
oder dass sie sich nicht dort befinde,
wo sie sich zu befinden habe […].“
(Gogol 2011: 113)

Der Schriftsteller Nikolai Gogol spricht in dem kleinen Ausschnitt aus *Die toten Seelen* zu Anfang an, was in vorliegender Arbeit im Brennpunkt des Interesses liegt: unser Körper oder vielmehr Leib, mit dem wir dazu berufen sind die Welt wahrzunehmen, in ihr zu fühlen, zu handeln und uns zu artikulieren. Durch diesen steten leiblichen Weltbezug zeichnet sich unsere menschliche Existenz aus, sodass wir uns immer mitteilen, auch wenn wir scheinbar „nicht den geringsten Ausdruck“ zeigen, so die erste Annahme. Die zweite Prämisse besteht darin, dass unser Körper nicht von unserem Empfindungsleben oder von einer sogenannten Seele zu unterscheiden beziehungsweise die Seele weder im Körper noch anderswo, wie Gogol insinuiert, zu denken ist. Vielmehr ist von einer ganzheitlichen Auffassung des sinnlich fühlenden Leibes als das Mittel eine Welt zu haben und zu einer Welt zu sein auszugehen. Folglich sind auch das Empfinden und die Gefühle konstitutive Bestandteile unseres leiblichen Weltbezugs. Diese Perspektive wird meines Erachtens in der Linguistik, wie auch in anderen Disziplinen, häufig vernachlässigt und die Menschen gemäß einer immateriellen Existenz, sozusagen als Engel konzipiert (vgl. Lindemann 2005: 114). Andere Disziplinen, wie etwa die Ethnologie, die philosophische Anthropologie oder die Soziologie, warten demgegenüber mit wesentlichen theoretischen Werken Douglas', Lévi-Strauss', Gehlens oder Plessners zu Thema Körper auf. Darüber hinaus finden sich bereits Marx und Engels, Nietzsche, Durkheim, Weber, Simmel, Mead, Schütz und Parsons zwar implizite und rudimentäre, doch erkenntnisbringende Auseinandersetzungen mit dem Körper. Die Arbeiten Goffmans, Foucaults und Bourdieus schließlich setzen aller Immanenz der Körper- und Leibthematik ein Ende und finden Einzug in die Sprachwissenschaft, wenn auch nicht primär hinsichtlich ihres Körper- oder Leibfokus.

Der Zweitrangigkeit des Leibes soll in vorliegender Arbeit entgegengewirkt werden, indem in Rekurs auf den französischen Philosophen Maurice Merleau-Ponty der Leib und dessen Sinnlichkeit als „Vehikel des Zur-Welt-seins“ (PhdW 103) betrachtet werden. Das Konzept

des Leibes als ein Gelebter und Lebender soll den Philosophen nicht nur in seinem Bestreben vorwärts bringen den cartesianischen Dualismus von Körper und Seele zu überwinden, sondern auch die Beziehung zwischen Subjekt und Objekt, Selbst und Welt neu zu definieren. Der Leib darf nicht als bloßes Objekt betrachtet werden, dem das Bewusstsein gebietet diverse Funktionen wahrzunehmen. Descartes Motto 'cogito ergo sum' versucht Merleau-Ponty mit aller Argumentationskraft zu widerlegen und plädiert stattdessen für das Primat eines sinnlich-sinnhaften Leibes, vermittels dessen wir handeln und existieren. Dergestalt kann die menschliche Existenz in ihrer Eigenstrukturiertheit, gesellschaftlichen Einbettung sowie ihrem sozialen Wirken erfasst werden.

Ausgehend von unserer leiblichen Existenz wird schließlich Sprache und Sprechen thematisiert. Wie kaum eine andere wissenschaftliche Disziplin setzt sich die Linguistik mit Mehrsprachigkeit auseinander und ist sich der personellen, sozialen, institutionellen und politischen Bedeutung Letzterer gewahr. Auch in dieser Arbeit wird die Realität der Mehrsprachigkeit in unser aller Leben erkannt und Menschen als versatile SprecherInnen mannigfaltiger Kommunikationsformen betrachtet. Obgleich Multilingualität die Regel und Monolingualismus die Ausnahme in den Sozietäten der Welt darstellen, findet diese Evidenz in der Linguistik wie in anderen Disziplinen jedoch nicht immer Berücksichtigung. Die Linguistin Franceschini sieht die Sprachwissenschaft wiederholt Gefahr laufen im Aus- und Umbau hin zu einer multilingual zentrierten Linguistik durch ihre eigene Verhaftung an der Vorstellung von Einzelsprachen und Einzelsprachigkeit zu stagnieren. In der Folge widerrät sie davon Monolingualität sowie Sesshaftigkeit als Wesenheiten des Menschen zu bestimmen und Multilingualität zum Stigma von gesellschaftlichen Minderheiten zu machen. (vgl. Franceschini 2003: 247) Diese Vorstellungen von Sprache und Sprachlichkeit, wie sie Franceschini im Negativen zeichnet, finden sich in Österreich in Sphären der Politik wie des Alltags wider, sodass sich entgegen einer faktischen lebensweltlichen Mehrsprachigkeit von einer habitualisierten Einsprachigkeit ausgehen lässt. Vor dem Hintergrund dieses Spannungsfeldes von lebensweltlichem Multilingualismus und habitualisiertem Monolingualismus drängt sich sodann die Frage nach dem Erleben von Sprache auf. Der vorliegenden Arbeit ist somit das Ziel gesetzt zu erforschen, *wie mehrsprachige Menschen leiblich-affektiv Sprache im genannten Spannungsfeld von Multilingualität und Monolingualität erleben*.

Im linguistischen Kontext wird das Spracherleben erstens hinsichtlich (Sprach-) Biografien von SprecherInnen thematisiert. Neben einer Reihe an Autoren und AutorInnen (vgl. etwa Busch 2008; Busch et al. 2006; Pavlenko 2007; Tophinke 2002) widmet sich die

Forschungsgruppe Spracherleben[1] des Instituts für Sprachwissenschaft an der Universität Wien einer Vielfalt an Aspekten des Spracherlebens, welche insbesondere biografische, räumliche und mediale Dimensionen einschließen. In einigen der erwähnten Arbeiten wird das leibliche Spracherleben beleuchtet und somit ein interessanter Einblick in diverse leibliche Aspekte des Erfahrens von Sprache geboten. Bislang wurde dem Leib jedoch in diesen Arbeiten noch nicht jener zentrale Stellenwert eingeräumt, welchen er hinsichtlich der Existenz und des Erlebens innehat, sondern wird vornehmlich als ein möglicher Fokus unter vielen anderen gehandelt. Zweitens erfährt das Spracherleben besondere Aufmerksamkeit im Bezug auf Emotionen (vgl. etwa Bamberg 1997; Damasio 1999; Kitayama/ Markus 1994; Javier/ Marcos 1989; Palmer/ Occhi 1999; Pavlenko 2005; Wierzbicka 1994, 1999). Dabei legen die Forschungen in diesem Bereich ihren Fokus primär auf bilinguale SprecherInnen (vgl. Arnold 1999; Anooshian/ Hertel 1994; Besemeres 2004; Bond/ Lai 1986; Marian 2004; Pavlenko 2002, 2006, 2008; Schumann 1994, 1997, 1999) und weniger auf Multilingualität, wie sie für diese Arbeit zentral ist. Des Weiteren zeichnen sie sich primär durch einen psychoanalytischen Zugang (vgl. etwa Wilk 2004; Winter-Heider 2009) zur Thematik aus, bei dem der Fokus auf kognitive Vorgänge gelegt wird und damit die Suprematie des Bewusstseins erhalten sowie die Relevanz des Leibes weiterhin unbeachtet bleiben.

Das Vorhaben in vorliegender Arbeit besteht nun darin mit spezieller Beachtung des Leibes als des Menschen Medium der Welthabe und der Mehrsprachigkeit eines jeden Sprechers und einer jeden Sprecherin das leiblich-affektive Spracherleben in einem Spannungsfeld von lebensweltlicher Multilingualität und habitualisierter Multilingualität zu untersuchen. Zu diesem Zweck wurde im Rahmen der Masterarbeit eine empirische Forschung zur aufgeworfenen Frage angestellt, deren methodisches Fundament qualitative Erhebungs- und Auswertungsverfahren und deren theoretische Basis die Phänomenologie in Merleau-Ponty'scher Sichtweise bilden. Zu theoretischen Aspekten des leiblichen Spracherlebens wurde im Zuge eines interdisziplinären Ansatzes bereits in der Masterarbeit am Institut für Soziologie gearbeitet (vgl. Hessenberger 2011). Diese umfasst überdies eine Konzeptionierung einer möglichen empirischen Forschung zum genannten Gegenstand, die wesentlich zur Durchführung der vorliegenden Studie beigetragen hat. Während sich die für die Soziologie verfasste Arbeit primär und ausführlich dem theoretischen Zugang zum Thema verschrieben hat, fokussiert die gegebene Arbeit neben der grundlegenden theoretischen

1 http://www.cis.or.at/

Kunde vordringlich auf die Erkenntnisse aus der empirischen Forschung.

Mit dieser Zielsetzung soll den LeserInnen in einem ersten Schritt Merleau-Pontys Theorie der Leiblichkeit nahegebracht werden. Das erste Kapitel widmet sich daher dem Konzept des Leibes und der leiblichen Wahrnehmung, das der Philosoph in seinem Hauptwerk *Die Phänomenologie der Wahrnehmung* (PhdW) dargelegt hat. Daran anknüpfend wird das leibliche Empfinden und seine Verbindung zu Gefühlen diskutiert. Nachdem die Auffassung von Gefühlen, wie sie Merleau-Ponty nahelegt, erörtert wurde, wenden wir uns der Struktur von Gefühlen zu, die Demmerling und Landweer in langjähriger und extensiver Forschung untersucht haben. Das zweite Kapitel widmet sich den Thematiken des Sprechens und der Mehrsprachigkeit, wobei im Anschluss an Merleau-Pontys Sprachkonzepte der sprechenden und der gesprochenen Sprache das Sprachrepertoire und das languaging als sinnvolle Erweiterungen diskutiert werden. Schließlich wird die Aufmerksamkeit auf das so zentrale Spannungsfeld von lebensweltlicher Mehrsprachigkeit und habitualisierter Einsprachigkeit gerichtet. Das dritte Kapitel wendet sich ab von theoretischen Erörterungen und hin zur Empirie, insofern es das methodische Vorgehen hinsichtlich des Forschungsprozesses, der Befragten, der Art der Erhebung und Auswertung vorstellt. Im vierten Kapitel werden schlussendlich die Ergebnisse der Forschung zum leiblich-affektiven Spracherleben mehrsprachiger Menschen präsentiert.

1. ZUR PHÄNOMENOLOGIE DES LEIBLICHEN ZUR-WELT-SEINS

„Gehe ich, alle Dogmen des gemeinen Verstandes
wie auch der Wissenschaft hinter mir lassend, zurück auf mich selbst,
so ist, was ich finde, nicht Heimstätte innerer Wahrheit,
sondern ein Subjekt, zugeeignet der Welt."
(PhdW 7)

Merleau-Pontys Auseinandersetzungen mit der Wahrnehmung und, darin eingeschlossen, dem Leib sind in der Phänomenologie verankert, wie bereits der Titel *Phänomenologie der Wahrnehmung* seines Hauptwerkes rundheraus eröffnet. Phänomenologische Erkenntnisstrategien haben sich ab 1900 entwickelt und sind in ihrem Ursprung insbesondere mit den philosophischen Untersuchungen Edmund Husserls verbunden. Statt von vorgefertigten Theoriekonstrukten Ausgang zu nehmen, beziehen sich PhänomenologInnen auf die Wahrnehmungsperspektive des Menschen sowie auf jene Gegebenheiten, welche sich dieser vorbringen. In der Folge sind die alltäglichen Wahrnehmungs- und Erfahrungsfelder jedes und jeder Einzelnen der Sockel, auf dem sich phänomenologische Betrachtungen gründen. (vgl. Kröll 2009: 44f.) Die Philosophen Tilliette und Métraux fassen den Kern phänomenologischer Untersuchungen als eine „Reflexion auf ein Unreflektiertes" auf, wobei diese „stets auf einen Grund zurück[führt], aus dem sie entspringt und von dem sie sich nährt" (Tilliette/ Métraux 1981: 185). Das heißt nun, dass die Phänomenologie auf die originäre Erfahrung in der Lebenswelt referiert um Phänomene zu verstehen, und nicht auf eine vermeintlich tatsächliche Beschaffenheit von Dingen. Schließlich existieren Gegenstände und Umstände, die wir im Alltag antreffen, nur in der Art, wie wir sie sehen. Jedes Phänomen ist daher als das so Wahrgenommene zu verstehen, wie es sich der wahrnehmenden Person vorstellt. (vgl. Stoller 1995: 46ff.)

Vor diesem Hintergrund wird die Abkehr des französischen Phänomenologen von den Denktraditionen des Empirismus und des Intellektualismus nachvollziehbar: Denn der Empirismus zeichne sich, so Merleau-Pontys Kritik, durch eine mangelnde Bestimmtheit aus, welche das Subjekt tilgt, indem sie es zu einem objektivierten Ding der Welt macht und es dem Kontext seines Lebens entnimmt. Der Intellektualismus könnte mittels seiner Fokussierung auf das wahrnehmende und handelnde Subjekt dabei Abhilfe schaffen, doch tendiert dieser wiederum zu einer übermäßigen Bestimmung des Subjekts und insbesondere

des Bewusstseins. In intellektualistischer Anschauung existiere für Letzteres *allein* eine Welt. Wie allerdings, wenn das Bewusstsein die Welt, die Dinge und die Anderen konstituiert, kann es dann zwischen Wahrem und Falschen unterscheiden und wie, fragt Merleau-Ponty, lässt sich eigentlich absolutes Bewusstsein denken und erkennen? Stehen wir denn dem Bewusstsein des/ der Anderen gegenüber, wenn wir ihm/ ihr auf der Straße begegnen? Der Philosoph weist diese Auffassungen von sich und konstatiert, dass das Bewusstsein rein „als leiblich in der Welt engagiertes und als intersubjektiv handelndes" (Bermes 1998: 46) zu betrachten ist. Des Weiteren ist das Bewusstsein, so Merleau-Ponty, sowohl mit seiner Geschichte als auch mit seinem Bezug zu den Dingen zu konfrontieren (vgl. PhdW 53 zit. nach Bermes 1998: 47). (vgl. Bermes 1998: 45)

Anknüpfend an die grundlegenden Überlegungen Husserls zur Rolle des Leibes positioniert der französische Philosoph den Leib im Zentrum seiner Wahrnehmungstheorie. In diesem Zusammenhang sehen einige AutorInnen (vgl. etwa Hammer 1974; Stoller 1995; Reynolds 2005) in Merleau-Pontys Betrachtungen die Sternstunde der phänomenologischen Leiblehre, da der Leib nicht länger lediglich „Instrument des geistigen Subjekts" (Hammer 1974: 105 zit. nach Stoller 1995: 51) wie bei Husserl ist, sondern die Verwirklichung der menschlichen Existenz. (vgl. Stoller 1995: 50f.) Durch unsere leibliche Verfasstheit ist uns in einem sowohl ein objektives Dasein in Form unseres Körpers als auch eine subjektive Existenz in Gestalt eines inkarnierten Bewusstseins gegeben. Merleau-Ponty distanziert sich mit dieser Anschauung von einem Dualismus von Leib und Seele sowie von Welt und Selbst, welcher aus der cartesianischen Philosophie einer res extensa als einem mechanistischen Gesetzen unterworfenem physischen Außen und einer res cogitans als einen subjektiven-inneren Bereich des Kognitiven[2] (vgl. Giuliani-Tagmann 1983: 64) resultiert. Im Zuge der Gegenüberstellung von res cogitans und res extensa wurde die Körperlichkeit des Menschen endgültig dem Reich des Animalischen zugeordnet und eine mechanistische Perspektive auf den menschlichen Körper angewandt, welche sich bis heute sowohl im Alltag als auch in der Wissenschaft beharrlich hält (vgl. Giuliani-Tagmann 1983: 64). Eine weitere Konsequenz des Cartesianismus liegt darin, dass das menschliche Selbstverständnis sich weitgehend auf der Opposition zur körperlichen Sphäre gründet, das heißt der Mensch betrachtet sich als rational-kognitiver Akteur, dem der spürende Körper (oder Leib) lediglich als Instrument für die Umsetzung seiner Ziele dient. (vgl. Barkhaus/ Fleig 2002: 15) Der Körper (oder Leib) wird

2 Der Philosoph Waldenfels bietet in diesem Zusammenhang eine sinnfällige Gegenüberstellung der dichotomen Denkweise Descartes' in Geist und Körper mit der ganzheitlichen Merleau-Ponty'schen Konzeption von Leiblichkeit an (vgl. Waldenfels 1980: 29-36), welche sich zur Vertiefung in die Materie eignet.

folglich entweder als eine Maschine betrachtet, die Daten speichert ohne sie zu interpretieren, oder als Hindernis für die Erkenntnis, da er Leidenschaften, Gefühle und Bedürfnisse aufkommen lässt, die den Wahrheitsgewinn untergraben (vgl. Alcoff 1997: 230).

Im Gegensatz dazu widmet sich Merleau-Ponty in seiner Phänomenologie der Beschreibung der menschlichen Existenz, welche in der Intersektion von Welt und inkorporiertem Bewusstsein gelebt wird. Er trachtet danach eine sogenannte 'dritte Dimension' (Merleau-Ponty 2007: 238) zu öffnen, in welcher Menschen sinnhaft miteinander und mit der naturhaften sowie kulturellen Welt leben. Dies ist nach Merleau-Ponty insofern möglich, als dass die Welt uns in unserem leiblichen „Zur-Welt-sein“ (PhdW 10 und weiter) stets erschlossen ist. Mit dem Begriff der dritten Dimension[3] wird schließlich ein inkarniertes Bewusstsein und ein inkarnierter Sinn beschrieben. (vgl. Meyer-Drawe 2001: 142) Mit den Worten der Philosophin Young können wir an dieser Stelle den Belang der Leibphilosophie Merleau-Pontys folgendermaßen skizzieren: „Das Bewusstsein hat seine Grundlage in der Wahrnehmung, den leiblichen Gefühlen und Bewegungen in Bezug auf die Dinge, mit aktiver absichtsvoller Orientierung. Anders als ein cartesianischer, materieller Körper sind dem Leib Kultur und Bedeutung in dessen Gewohnheiten, seinen spezifischen Wahrnehmungs- und Verhaltensformen eingeschrieben. Die Beschreibung dieser leiblichen Existenz ist wichtig, weil sie zwar mit Kultur und Bedeutung beladen ist, aber der in Gewohnheiten, Gefühlen und Wahrnehmungsorientierungen verkörperte Sinn meist nicht-diskursiv ist.“ (Young 1990: 14 zit. nach Alcoff 1997: 240)

In weiterer Folge soll nun diskutiert werden, was der französische Philosoph unter dem Begriff des Leibes versteht, wie er die menschliche Wahrnehmung denkt und in welcher Weise diese für die menschliche Existenz und das Zusammenleben von Bedeutung sind.

1.1. MERLEAU-PONTYS LEIB-BEGRIFF

„Der eigene Leib ist in der Welt wie das Herz im Organismus.“
(PhdW 239)

3 Zum Begriff der dritten Dimension sei angemerkt, dass dieser im Laufe Merleau-Pontys Schaffen eine Entwicklung erfahren hat. In der Folge können unterschiedliche Bestimmungen der dritten Dimension gefunden werden, welche sich von einer bloßen Minderung des Bewusstseinsstandpunktes im Frühstadium seiner philosophischen Arbeiten über einen Bereich des „Inter“ oder des Chiasmas im Sinne einer Durchkreuzung des Sichtbaren und des Unsichtbaren in der Spätphase erstrecken. Für eine weitere thematische Auseinandersetzung bietet sich die Lektüre Meyer-Drawes (vgl. 2001), insbesondere ab S. 139, und Waldenfels' (vgl. 1981) an.

Merleau-Ponty führt in seinen Werken mehrere Begriffe ein, mithilfe derer er die durch die deutschen Worte 'Leib' und 'Körper' verbalisierten Konzepte unserer leiblichen Verfasstheit zum Ausdruck bringt. Mit 'corps phénoménal' (phänomenaler Körper), 'corps vivant' (lebendiger Körper), 'corps propre' (eigener Körper) oder 'corps fonctionel' (funktioneller Körper) wird der eigene, menschliche Körper respektive Leib beschrieben, während der objekthafte und physikalische Körper mit den französischen Pendants 'corps objectif' und 'corps physical' Benennung findet. Wenn Merleau-Ponty von corps phénoménal, corps vivant, corps propre oder corps fonctionel spricht und damit den empfindenden menschlichen Organismus im Sinn hat, so wird im Deutschen (und so auch in der vorliegenden Arbeit) der Begriff des Leibes verwendet. Mit dem Leib ist ein lebendiger und handelnder Leib-Körper bezeichnet, der fühlt, sich bewegt und auf diese Weise als ein Engagierter in der Welt existiert. Ein solcher Leib unterscheidet sich von einem Ding-Körper, wie ihn die Wissenschaft häufig auffasst, in einer Reihe von wesentlichen Merkmalen, welche die Philosophin Stoller in den folgenden fünf Punkten zusammenfasst.

1. Der eigene Körper (Leib) erweist sich durch seine Materialität und seine Motorik oder physiologische Aktivität als stets gegenwärtig. Den Leib zeichnet somit seine Präsenz aus, denn auch wenn wir uns seiner nicht immer bewusst sind, wie dies etwa im Schlaf der Fall ist, ist er stets zugegen. Wir können uns nicht vom eigenen Körper trennen, ja nicht einmal uns losgelöst vom Leib denken.
2. In unserem Leib mit seinen Sinnesorganen finden wir den unabdingbaren und ursprünglichen Ausgangspunkt jeder unserer Artikulationen, Wahrnehmungen und Handlungen. Mit unserem Leib nehmen wir stets eine Position ein, von der aus wir Bewegungen in der Welt vollziehen und in Verhältnis zu Gegenständen und Mitmenschen stehen. Wie wir in den weiteren Ausführungen sehen werden, steht diese Erkenntnis in Merleau-Pontys Leibphilosophie an zentraler Stelle.
3. Kurioserweise können wir unseren Leib selbst jedoch nie gänzlich erfassen, selbst wenn wir uns noch so sehr auf ihn konzentrieren, worin sich des Leibes drittes wesentliches Merkmal, die Unmöglichkeit unseren Körper zu beobachten, konstituiert.
4. Unser Leib zeichnet sich des Weiteren durch seine besonderen Empfindungsfähigkeiten aus. Denn er ist zu einer 'doppelten Empfindung' (PhdW 118 zit. nach Stoller 1995: 54) befähigt, was bedeutet, dass der Leib berühren und berührt werden kann. Berührt der Leib sich selbst, dann ist er in dem Sinne zugleich Berührender und Berührter, dass der berührende Körperteil die Berührung empfindet.

Des Weiteren lässt sich der Leib durch die 'kinästhetische Empfindung' (PhdW 119 zit. nach Stoller 1995: 54) beschreiben, mit welcher die sinnliche Wahrnehmung des Leibes in der Bewegung gemeint ist.

5. Schließlich ist der Leib in seiner Qualität als Mittel eine Welt zu haben zu bestimmen. Er ist die Prämisse dafür, dass wir vor dem Hintergrund seiner Vermittlung in der Lage sind zu erfahren und eine Beziehung zu Anderen herzustellen. (vgl. Stoller 1995: 52ff.)

In den beschriebenen Merkmalen des Leibes, wie ihn Merleau-Ponty begreift, zeichnet sich bereits eine zentrale Denkfigur ab, die der Philosoph Waldenfels sehr prägnant das 'Gesetz der Zweideutigkeit' (Waldenfels 1980: 45) nennt. Der französische Philosoph selbst spricht vielmehr von einer Ambiguität (vgl. Merleau-Ponty 1973: 11; 16) des Leibes und beschreibt damit eine Doppelheit, die uns aus den Werken des Philosophen und Anthropologen Plessner (1961) unter der Bezeichnung 'exzentrische Position' bekannt ist. In seiner exzentrischen Positionierung *ist* der Mensch weder ausschließlich Leib, noch *hat* er lediglich seinen Körper. Unsere Existenz zeichnet sich durch ein gleichzeitiges 'Leibsein' und 'Körperhaben' aus, was dem Leib eine Beschaffenheit des Weder-Noch von Geist und Natur, Seele und Körper, Innen und Außen angedeihen lässt. (vgl. Waldenfels 2000a: 254) Das Prinzip der Ambiguität bedeutet nun jedoch nicht, dass unsere leibliche Existenz von je zwei Seiten zu betrachten wäre, sondern dass sie vielmehr von einer 'ontologischen Zweideutigkeit' (Waldenfels 1980: 46) geprägt ist. Diese Zweideutigkeit eröffnet Waldenfels' Erachten nach zwei Spannungsfelder, die er einerseits zwischen Leib und Körperlichkeit und andererseits zwischen Leib und Geistigkeit erkennt.

Wenden wir uns zunächst dem erstgenannten Spannungsfeld zu, in welchem Leiblichkeit und Körperlichkeit in einer unauflösbaren Synthese zu differenzieren sind. In der Qualität als Ding-Körper, der zweifelsohne ein Bestandteil der Welt ist, ist uns der Leib erst in seiner Vermittlung gegeben. Es bedarf folglich eines fungierenden Leibes – oder nach Merleau-Ponty eines corps phénoménal – um der Welt stets begegnend eine Beziehung zwischen ihr und dem leiblich existierenden Selbst herzustellen. Das Wesen des fungierenden Leibes verdeutlicht Merleau-Ponty in folgender Passage: „Indem ich meine Hand am Knie führe, erfahre ich in jedem Moment der Bewegung die Realisierung einer Intention, die nicht auf mein Knie als Idee oder auch als Gegenstand abzielt, sondern als gegenwärtigen und

wirklichen Teil meines lebendigen Leibes, und d.h. letztlich als Durchgangspunkt meiner beständigen Bewegung auf die Welt zu“ (PhdW 174f.). Der Leib, der zugleich immer auch Körper ist, kann nicht lediglich als beliebiges Objekt in der Welt betrachtet werden, denn er ist in seiner synthetischen Qualität ein Medium zur Welt, ist als Medium von materieller Beschaffenheit und existiert unmittelbar in seinem Welt-Bezug. (vgl. Waldenfels 1980: 37ff.) Folglich ist „der Leib […] unsere Verankerung in der Welt“ (PhdW 174) sowie „unser Mittel überhaupt, eine Welt zu haben“ (PhdW 176). Darüber hinaus spielt der Leib in seiner vermittelnden Funktion eine wesentliche Rolle dafür, dass das Ich sich als ein zu sich selbst in Relation Gesetztes und als ein stets Vorgegebenes erfährt (vgl. Asiáin 2006: 165). Mit anderen Worten, durch den Leib als Mittel ist das Ich in der Lage seine Welt als 'Gehabte' zu 'haben', des Weiteren in der Welt verankert zu sein und das 'Gehabte' zu erfahren. Dergestalt realisiert das Ich sich als gegeben. (vgl. Waldenfels 1980: 37ff.) Der Leib fungiert dabei im Sinne eines Vor-Ichs, eines natürlichen Ichs, das vorbewusst Sinnstrukturen gestaltet: „Der Leib ist im konkreten [natürlichen; L.H.] Ich integriert als eine präpersonale, anonyme, generelle, natürlich und kulturell erworbene Existenz, als das, was das Ich, im Verein mit den Andern, immer schon ist und aus sich gemacht hat in der persönlichen Existenz als einer 'incarnation perpétuelle' (Merleau-Ponty 1945: 194) beziehungsweise 'unaufhörliche Verleiblichung' (PhdW 199); er steht für die erste und die zweite Natur, ist 'natürlicher' und 'kultureller Leib' in eins (SdV 244)“ (Waldenfels 1980: 42). Ist der Leib nun auch 'natürlich', das heißt ein sogenanntes Körper-Ding, muss die leibliche Existenz aus einem weiteren Grund mit der Körperlichkeit als verwoben erkannt werden – schließlich ist der Leib faktisch durch sein 'habituelles Gewordensein' (Waldenfels 1980: 50). Die habituellen Aspekte unserer leiblichen Existenz werden in nachfolgenden Kapiteln noch im Detail erläutert.

Kommen wir zum zweiten Spannungsfeld, in dem Leib und Geistigkeit verflochten sind. Hierin wird deutlich, dass der Leib zu jeder Zeit mehr als ein sogenanntes natürliches Ich ist, das Sinn entwirft. Das, was uns der Leib in einer Situation an mehrdeutigem Sinn anbietet, bedarf einer konkreten Bejahung oder Verneinung, da nur dann etwas *als* etwas mit Sinn Angereichertes vorliegt. Das Sehen beispielsweise kann ich als Person nicht hervorbringen, doch es unterliegt meiner Leitung, meiner Explikation und meinem Verstehen. Dass das, was ich sehe sich mir als 'rot' oder auch als 'rund' präsentiert, verdeutlicht das Vorhandensein von Struktur und Bedeutung. Ich nehme gewisse Strukturen wie Farbe oder Form wahr, welchen ich eine Bedeutung wie 'rot' oder 'rund' zuschreibe. Im Hinblick auf unsere leibliche Existenz ist sodann davon auszugehen, dass wir nicht vollständig in unserer Leiblichkeit aufgehen, sondern als Personen je den Leib übernehmen müssen, der wir als natürliches Ich bereits sind.

Der Leib, der rein existierte oder vorhanden wäre, wäre ebenso wenig *mein* Leib wie der Leib, über den ich ganz und gar verfügte. Der Leib ist etwas Ambiges zwischen diesen Positionen – ein in Merleau-Pontys Worten „vorläufiger Entwurf meines Seins im ganzen [sic]“ (PhdW 234). (vgl. Waldenfels 1980: 49ff.)

Das beschriebene Prinzip der Ambiguität schlägt sich insbesondere in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* nieder, wo sie vornehmlich im positiven Sinne dargelegt wird[4]. Über den Leib hinaus erweist sie sich als der Zeit und der Welt inhärent und ist Ursache für das Fehlen einer eindeutigen und definitiven Bedeutung. Tilliette und Métraux merken in diesem Zusammenhang an, dass alles Denken, Handeln, Entscheiden und Sprechen von einer Atmosphäre der Undurchsichtigkeit umgeben ist, da wir zwar leiblich verfasst sind, jedoch nicht mit uns selbst koinzidieren. (vgl. Tilliette/ Métraux 1981: 212)

Schließlich seien die Sinne und die Sinnesorgane angesprochen um den Leib dem Merleau-Ponty'schen Begreifen nach zu charakterisieren. Mit den fünf Sinnen des Hörens, Sehens, Riechens, Schmeckens und Tastens und den dazugehörenden Sinnesorganen Ohren, Augen, Nase, Zunge und Haut bestimmt der französische Philosoph gleichsam die materielle Grundlage für eine wahrnehmbare Welt sowie die Prämisse für eine Wahrnehmungswelt. Seinem Denkansatz entsprechend sind die Sinnesorgane keine Instrumente für die Übertragung von Reizen an den waltenden Intellekt oder schlichtweg passive Rezeptoren äußerer Stimuli, denn „Instrumente sind sie nur der leiblichen Erregung, nicht der Wahrnehmung selbst“ (PhdW 250). Vielmehr erweisen sie sich als ein 'Vermögen' (PhdW 324f.) beziehungsweise eine 'puissance' (Merleau-Ponty 1945: 322f.). Als solche sind die Sinnesorgane zur Wahrnehmung befähigt, ja sind sie vielmehr im Sehen, Hören, Schmecken, Fühlen und Riechen bereits wahrnehmend. Zum Beispiel, hören wir mit unserem Ohr immer, wodurch sich die Wahrnehmung nicht auf ein zeitlich begrenztes Ereignis einschränken lässt. Das Vermögen der Sinne zeichnet sich dadurch aus fortwährend aktiv zu sein – eine Qualität, welche sie kaum mit verwendbaren und wieder weglegbaren Instrumenten vergleichbar macht. Des Weiteren perzipieren wir auf Basis des unablässigen Engagements unserer Sinne in jedem Moment Dinge in unserem Umfeld, was größtenteils weder in bewusstem noch

4 Merleau-Ponty differenziert in seinen Werken eine gute und eine schlechte Ambiguität. Um eine gute Ambiguität handelt es sich dann, wenn diese philosophisch gedeutet wird. Dies ist in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* der Fall, in der sich, wie eben dargelegt, die Doppeldeutigkeit als ein fundamentales Wesensmerkmal der menschlichen Existenz präsentiert. Unter schlechter Ambiguität versteht Merleau-Ponty die Hinnahme ambiger Verhältnisse, ohne diese zu thematisieren. Keine Kritik scheuend, monierte der Philosoph diese abträgliche Form der Ambiguität später in seinen eigenen Überlegungen (vgl. Merleau-Ponty 1973: 11; 16). (vgl. Stoller 1995: 53)

wachen Zustand geschieht. (vgl. Stoller 1995: 93-97) So sehen wir bei geschlossenen Augen dennoch Schwarz beziehungsweise Grauschattierungen oder hören auch bei zugehaltenen Ohren ein Rauschen und unser Atmen.

Merleau-Ponty identifiziert die Sinnesorgane durchwegs mit dem Leib: „Ich nehme wahr mit meinem Leib, mit meinen Sinnen …“ (PhdW 278). Eine solche Parität gründet auf dem Umstand, dass der Leib befähigt ist die Wahrnehmung ohne Hilfe intelligenter Leistung zu vollziehen (vgl. Stoller 1995: 101). Die „Sinnesfunktionen allein vermögen mich nicht zur Welt sein zu lassen“ (PhdW 198), schließt Merleau-Ponty, „denn gehe ich in meiner Leiblichkeit auf, so bieten meine Augen mir lediglich die sinnliche Hülle der Dinge und der anderen Menschen, die Dinge selbst sind von Unwirklichkeit gezeichnet [...]“ (PhdW 198). Die Sinnesorgane sind nur in Gestalt eines im handelnden Leib integrierten perzeptiven Systems bedeutsam und konstitutiv für die leibliche Existenz (vgl. Stoller 1995: 101). Damit ist angedeutet, dass die Sinne nicht allein für sich bestehen, sondern miteinander kommunizieren. Als Wahrnehmende sind alle unsere Sinne stets gleichzeitig angesprochen, sodass wir, ohne davon Kenntnis zu haben, zugleich hören, sehen, spüren, riechen und schmecken. Merleau-Ponty nennt das Resultat eines solchen Zusammenwirkens zweier oder mehrerer Sinne eine Wahrnehmungsempfindung, wie es die synästhetische Wahrnehmung ist, welche der Philosoph als Norm des Wahrnehmungsalltags betrachtet (vgl. PhdW 268). Die Synästhesie beschreibt das Wahrnehmen von etwas bei der gleichzeitig einhergehenden Vorstellung aus einem anderen Sinnesfeld (vgl. Fröhlich 1987: 331 zit. nach Stoller 1995: 98). Ein Beispiel dafür stammt aus der Farbenpsychologie, in der beim Wahrnehmen von gewissen Farben eine konkrete Empfindung wie Wohlbehagen oder Erregung nachgewiesen werden kann. (vgl. Stoller 1995: 98f.) Ein weiteres Beispiel lässt sich in Vladimir Nabokovs Audition colorée anführen, bei dem mit dem Vernehmen von Buchstaben eine Farbempfindung einhergeht. Der Schriftsteller beschreibt dies in einem Interview folgendermaßen:

> „V is a kind of pale, transparent pink: I think it's called, technically, quartz pink: this is one of the closest colors that I can connect with the V. And the N, on the other hand, is a greyish-yellowish oatmeal color. But a funny thing happens: my wife has this gift of seeing letters in color, too, but her colors are completely different. There are, perhaps, two or three letters where we coincide, but otherwise the colors are quite different.” (Nabokov 1962: o.A.)

Merleau-Ponty sieht den Zusammenschluss der Sinne in dem Erkenntnisorganismus 'Leib' sich in einem nie abschließenden Prozess vollziehen. In Folge sind die Sinnesorgane als verleiblichte zu betrachten und gehören als Bestandteile des empfindenden, aktiven Leibes zum Wahrnehmungsvollzug. Genauer gesagt, wird die Wahrnehmung, wie sie der Philosoph

versteht, nicht vermöge des Leibes oder gar einer „Masse faktischer Empfindungen“ (PhdW 293), sondern primär kraft eines 'synergetischen Systems' (Stoller 1995: 102) von Sinnen realisiert. (vgl. Stoller 1995: 100ff.) In dieser Gestalt fungiert der Leib sodann als Medium dafür eine Welt zu erfassen. Wie Merleau-Ponty die Erschließung der Welt mittels des Leibes denkt, werden wir in den anschließenden Kapiteln erfahren.

1.2. MERLEAU-PONTYS KONZEPTION DER LEIBLICHEN WAHRNEHMUNG

„Ding und Welt sind mir gegeben
mit den Teilen meines Leibes […]
in lebendiger Verknüpfung […]“
(PhdW 241)

Mit der Darlegung des Leib-Begriffes sind wir unweigerlich bei der Theorie der Wahrnehmung angelangt, die so substantiell für Merleau-Pontys Schaffen ist. Die Wahrnehmung vermag einen unmittelbaren Kontakt zwischen einem Subjekt und seiner Welt zu stiften beziehungsweise erweist sie sich gar als dieser Kontakt, indem sich in der Wahrnehmung die Welt als solche entfaltet. Merleau-Ponty präsentiert die Wahrnehmung als eine Koexistenz von Subjekt und Welt – eine Koexistenz, welche die ursprüngliche Existenzweise dieser beiden verkörpert und durch welche sie erst voneinander differenzierbar werden. Darin wiederum wird deutlich, dass es sich beim Wahrnehmen nicht um eine rein intellektuelle Verbindung zwischen Subjekt und Welt handelt, sondern um ein Erleben oder ein inkarniertes Wissen, das jenseits des Denkens währt. (vgl. Coenen 1985: 152f.) Merleau-Ponty geht daher einen Schritt weiter, indem er die Wahrnehmung mit der Erfahrung gleichsetzt und Erstere als Wahrnehmungserfahrung konzipiert. Angesichts dieses Umstandes bezeichnet Stoller die Wahrnehmung als ein „Paradigma eines weiten Erfahrungsbegriffes“ (Stoller 1995: 42) und weist auf die phänomenologische Bedeutung der Erfahrung als Vollzugshandlung hin. Die Erfahrung stellt des Weiteren den Rahmen dar, in welchem es das ursprünglich Gegebene zu beschreiben gilt. Alles, was uns ursprünglich dargeboten wird, liegt uns in leibhaftiger Wirklichkeit jedoch nicht ausschließlich vor, sondern übersteigt stets das, was sich uns darin präsentiert. Dadurch, dass der Wahrnehmungsgegenstand in der Erfahrung über das augenblicklich Gegebene und somit über sich hinausweist, bezeichnet die Erfahrung eine „direkte Gegenwärtigung des Gegenstandes in einem unmittelbaren Erfahrungsakt, der

mehr darbietet als gerade das, was wir sehen, wahrnehmen oder erfahren“ (Stoller 1995: 43). Hierin zeichnet sich bereits das Durchdrungensein der Wahrnehmung von Sinn ab, den die Phänomenologie zu erfassen versucht. Schließlich resümiert Stoller, dass Merleau-Ponty die Erfahrung als „erlebte“, „lebendige“ (PhdW 80 zit. nach Stoller 1995: 44), „unmittelbare“ (PhdW 77 zit. nach Stoller 1995: 44) und jeder anderen Erfahrung „zugrundeliegende Erfahrung“ (PhdW 96 zit. nach Stoller 1995: 44) betrachtet. Denn, so Merleau-Ponty, „die Welt ist nicht, was ich denke, sondern das, was ich lebe, ich bin offen zur Welt, unzweifelhaft kommuniziere ich mit ihr, doch sie ist nicht mein Besitz, sie ist unausschöpfbar“ (PhdW 14). Wir *er*leben die Wahrnehmungserfahrung und stellen in unserer Wahrnehmung ferner einen vitalen Bezug zur Welt her. Und umgekehrt wird die Welt mittels unseres Zur-Welt-seins oder 'être au monde' (Merleau-Ponty 1945: VII und weiter) wahrnehmend erfahren. In unserem Erleben sind wir folglich niemals losgelöst von unserem Weltbezug zu denken. (vgl. Stoller 1995: 42-46)

Unsere Beziehung zur Welt, welche unumgänglich, permanent und stets kraft des Leibes realisiert wird, nennt Merleau-Ponty das Zur-Welt-sein. Es handelt sich dabei um einen Bereich zwischen reiner Objektivität und reiner Subjektivität sowie zwischen Psychischem und Physiologischem. Das Zur-Welt-sein ist als unsere Existenz zu verstehen, an der (genauer an deren Strukturen und Gestalten, worauf in Folge zurückgekommen wird) sich der fungierende Leib beständig ausrichtet und die er inkorporiert. Leibperspektivisch betrachtet, realisiert der Leib die Existenz und erweist sich als diese Existenz. Die Existenz ist im Leib inkarniert, wodurch eine Unterscheidung in ein Innen und Außen sowie in Seele und Körper unsinnig wird. Der Philosoph Bermes unterstreicht die Mehrdeutigkeit des Begriffes des Zur-Welt-seins, da Letzterer zum einen der phänomenologischen Beschreibung dessen dient, dass der Leib zur Welt ist, und zum anderen die Perspektive Merleau-Pontys widerspiegelt, nach der Phänomene *als* Phänomene beschrieben werden. (vgl. Bermes 1998: 78f.) Des Weiteren manifestiert sich in dem Konzept des leiblichen Zur-Welt-seins die erwähnte dritte Dimension sowie eine damit verbundene Ambiguität. Denn einerseits hat der Leib insofern eine eigene Welt, als dass die Wahrnehmung und der Leib sinngleich sind. Andererseits bringt der Leib jedoch die Welt nicht hervor, da Letztere ihm vorgängig ist, sodass es sich daher lediglich um Rekonstitutionen von Konstituiertem handeln kann. „Die Welt behält ihre Distanz, und zugleich ist die Welt nur eine Welt kraft der Wahrnehmung und mittels des Leibes“ (Bermes 1998: 89). (vgl. Bermes 1998: 88f.) Fazit ist, dass der Leib und die Existenz einander bedürfen und erfordern. Denn „weder der Leib noch auch die Existenz können als das Original des Menschseins gelten, da sie einander wechselseitig voraussetzen, der Leib

geronnene oder verallgemeinerte Existenz, die Existenz unaufhörliche Verleiblichung ist“ (PhdW 199).

1.2.1. DIE INTENTIONALE VERFASSTHEIT DER WAHRNEHMUNG

Der Philosoph Coenen weist darauf hin, dass trotz unseres permanenten wahrnehmenden Zur-Welt-seins und unserer leiblichen Existenz nicht von einer völligen Verschmelzung des Subjekts mit dem Wahrgenommenen beziehungsweise von einem totalen Aufgehen in der jeweiligen Situation ausgegangen werden darf. Dies würde eine Absage an die Subjektivität bedeuten. Vielmehr verweist das Wahrgenommene stets auf etwas anderes, es wird *als* etwas wahrgenommen, das heißt das Wahrnehmen ist intentional verfasst. (vgl. Coenen 1985: 152) Intentionalität bedeutet, dass unsere Wahrnehmung stets auf etwas gerichtet ist, denn schließlich wenden wir uns dem Wahrnehmbaren hin-hörend, hin-sehend, nach-etwas-greifend zu. Die wahrnehmende Bezugnahme auf etwas beinhaltet folglich bereits eine Deutung oder genauer, „jede Erfahrung ist ein Deutungsprozess, in welchem wir auf etwas ausgerichtet sind, etwas in einem bestimmten Sinne auffassen, ihm einen Sinn verleihen und es deuten“ (Giuliani-Tagmann 1983: 69). Im Zusammenhang mit der intentional verfassten Wahrnehmung betont Merleau-Ponty, dass sie einer Verankerung und Gerichtetheit auf eine Umwelt hin bedarf, denn nur so kann das (verleiblichte) Bewusstsein Bewusstsein von etwas sein. Diese Prämisse wird insbesondere im praktischen Bezug zur Umwelt, im *Um*sehen, *Hin*hören, in der Annäherung *an* einen schönen Gegenstand oder im Genießen *von* Musik, also durch wahrnehmendes Verhalten auf eine Welt hin erfüllt. Die Intentionalität ist in der Folge sowohl in der Wahrnehmung, als auch in jeglichem motorischen, sprachlichen, affektiven und sozialen Verhalten tätig (vgl. Waldenfels 1992: 60). Diese Art der intentionalen Verfasstheit nennt Merleau-Ponty 'fungierende Intentionalität' (PhdW 15), bei der sich das Wahrnehmungssubjekt handelnd mit dem Wahrnehmungsumfeld in Beziehung setzt. Dabei ist essentiell, dass der Merleau-Ponty'sche Intentionalitätsbegriff nicht lediglich das Bewusstsein betrifft, sondern die Welt als Bereich allen Denkens und jeglicher Wahrnehmung umfasst. Nach der Auffassung des französischen Philosophen bekundet die Intentionalität die grundlegende Verbundenheit des Subjekts mit der Welt. Insofern die sinnliche Wahrnehmung nicht als eine unter einer Menge an Bewusstseinserlebnissen währt, stellt sie die elementare Bestimmung des Menschen dar. (vgl. Stoller 1995: 48ff.) Letztlich wird der leiblich-sinnliche

Weltbezug ob der intentionalen Verfasstheit zu einem wesentlichen Handlungs- und Rationalitätsmoment unserer Existenz. Mit anderen Worten, in der Erfahrung des Leibes manifestiert sich die Verbindung zwischen dem leiblichen Wahrnehmungsvermögen und dem leiblichen Handlungsvermögen, die immer schon sinnstiftend ist. (vgl. Mörth 1997: 80f.)
Mit den ersten grundlegenden Elementen der Merleau-Ponty'schen Phänomenologie der Wahrnehmung ausgestattet – der Auffassung des Leibes als sinnlich-wahrnehmender, des intentional verfassten Zur-Welt-seins und einer sinnlich-sinnhaften Verwobenheit von Leib und Welt – können wir weiter darauf eingehen, wie der Philosoph den Akt des Wahrnehmens konzipiert. Dazu bedarf es der Erörterung gestalttheoretischer Aspekte anhand der Begriffe Struktur und Gestalt.

1.2.2. DIE BEDEUTUNG VON STRUKTUR, GESTALT & KÖRPERSCHEMA FÜR DIE WAHRNEHMUNG

Im Anschluss an die Psychopathologie und die Gestalttherapie erachtet Merleau-Ponty die Ding- wie auch die Bewusstseinswelt als strukturell beschaffene. In unserem Umfeld stehen wir Gestalten gegenüber und können die Wirklichkeit nicht anders als mittels Gestalten perzipieren.
Was ist aber nun unter Struktur und Gestalt zu verstehen? In einer allgemein gebräuchlichen Minimalbestimmung, die teils auch für die Gestalt gilt, handelt es sich bei Strukturen um eine strukturierte Einheit, deren Komponenten nicht einzeln für sich, sondern qua ihres Bezugs zueinander im Ganzen bestimmt sind. Ein bekanntes Beispiel dafür ist die Melodie, die nicht aus siebzehn aneinandergereihten Tönen besteht, sondern vielmehr aus Einzeltönen in einem geregelten Zusammenhang und auf diese Weise eine strukturierte Ganzheit bildet. Sowohl Strukturen als auch Gestalten lassen Transformationen und Transpositionen zu. Diese Transitionen werden nicht durch die Addition oder Subtraktion von Einzelelementen erwirkt, was einen empiristischen Zugang darstellen würde. Das strukturelle Denken, im Gegensatz dazu, sieht die Elemente in einem spezifischen Zusammenhang, welcher nur durch Transformationen moduliert und durch Transpositionen in seiner Gesamtheit übertragen werden kann. Der Gestaltbegriff lässt eine eher weite Verwendung zu, etwa in Begriffen wie Wahrnehmungsgestalt oder Bewegungsgestalt. Die Elemente der letztgenannten Gestalten zeichnen sich durch ein Spannungsverhältnis aus, das sie in ihrem synkretischen Zusammenwirken als Gestalt kennzeichnet. (vgl. Waldenfels 2000a: 65ff.) Gestalt im Merleau-Ponty'schen Verständnis ist zudem weder Substanz noch eine im Bewusstsein

verankerte Idee. (vgl. Bermes 1998: 28f.)

Treffen wir in unserem Umfeld daher Dinge an, werden diese zuallererst einer Gestaltung respektive einer gestalterischen Bestimmung unterzogen. Die vorgefundenen Dinge erweisen sich weder als eindeutig noch als endgültig, sondern bedürfen einer unablässigen Festlegung. (vgl. Waldenfels 2000a: 63) Diese kontinuierliche, schöpferische Tätigkeit der Gestaltbildung ruht auf Differenzierungsleistungen. So tritt etwas hervor, wenn wir es hören, wobei anderes, das ebenso hörbar wäre oder ist, in den Hintergrund tritt. Das, was unbestimmt oder monoton wahrgenommen wird, formt einen Hintergrund, wie dies etwa Straßenlärm sein kann, den wir solange wahrnehmen, bis wir ihn sozusagen nicht mehr hören. Dieser Hintergrund bildet Waldenfels' Auffassung nach ein Feld oder einen Horizont, der je miterfahren wird. (vgl. Waldenfels 2000a: 67f.) Für das konkrete Wahrnehmen bedeutet dies, dass es ein beständiger „Prozess der Differenzierung und Entdifferenzierung“ (Waldenfels 1981: 122 zit. nach Meyer-Drawe 2001: 140) oder auch ein Modifizieren von Unbestimmtem zu Bestimmtem ist. Die Annahme, das menschliche Erkennen bilde sich vom Empfindungsleben ausgehend zu einer Verstandeseinsicht, erweist sich folglich als nicht haltbar, insofern sich sowohl das Empfinden wie auch das Wahrnehmen in Orientierung an den Strukturen und Gestalten der Welt realisieren. Gleiches lässt sich für die Sinnbildung konstatieren, die weniger in einem autonomen Bewusstsein, als in konkreten Erfahrungsfeldern erfolgt (vgl. Meyer-Drawe 2001: 139f.). Die Welt ist uns in Folge *in* der Wahrnehmung gegeben und wir existieren fühlend, handelnd und dergleichen mehr in einem Kosmos kulturgeschaffener Sinngebilde. Unser personeller Bezug zur Welt etabliert sich unmittelbar in der Wahrnehmung, doch sind wir nicht gezwungen bestehende Strukturen zu übernehmen, sondern vermögen Letztere zu übersteigen und daraus neue zu schaffen. (vgl. Faust 2007: 59f.) Merleau-Ponty argumentiert damit, dass unsere Welt sich in ständigem Entstehen befindet, wie auch unsere Wahrnehmung stete Schöpfung ist.

Betrachten wir zur Veranschaulichung das Beispiel der Entwicklung des Lautsystems, wie es Waldenfels in Anschluss an Jakobson (vgl. Jakobson 1969) erläutert. Die Entwicklung der Lautartikulation und -wahrnehmung geschieht weniger willkürlich, als einem System oder Muster folgend. Das phonematische Lautsystem gestaltet sich entlang einer Differenzierung von offenen und geschlossenen Lauten, hernach entlang der Unterscheidung von Labiallauten, gefolgt von Nasallauten und weiter. In der Ausbildung des Lautsystems werden also Differenzen gelehrt und gelernt beziehungsweise eine Gestalt über eine andere gewählt,

welche sich von einem unbestimmten und gleichförmigen Hintergrund hervortut. Derlei Differenzierungen werden, notabene, *erlernt*, zumal sich vor deren Herausbildung, auf der sogenannten Lallstufe, Kinder als phonematische Universaltalente präsentieren. Die Ursache dafür, dass das kindliche Sprachenlernen ab einem gewissen Alter erfolgt, ist weniger in der physischen Entwicklung zu finden als in der Struktur des Lernens selbst, da Kinder Laute lernen, indem sie andere verlernen. Anstatt Einzelelemente zu erfassen, eigenen sich Kinder Differenzen an. Im Zuge der Differenzierungsleistungen entstehen Figur und Grund gleichzeitig. Des Weiteren wird eine Organisation des Wahrnehmungsfeldes bewirkt, welche die wesentliche Funktion der Reduktion von Beliebigkeit erfüllt und damit Deutungsspielräume und Unsicherheiten minimiert. Zu guter Letzt evolviert ein kulturell abhängiges System von Differenzierungen als Basis für die sinnvolle und relevante Unterscheidung von Lauten. (vgl. Waldenfels 1980: 134f. und Waldenfels 2000a: 64)

Das Wahrnehmen impliziert eine Verankerung des Leibes in der Welt beziehungsweise eine konkrete positionale und situative Ausrichtung des Leibes in und an seinem Umfeld. Ausgehend vom Eigenleib formuliert Merleau-Ponty daher ein universales Körperschema, vermöge dessen der Leib als sinnlich-sinnhafter Angelpunkt einen Körperraum erfassen kann. In unserem Wahrnehmen stützen wir uns daher nicht orientierend an einem universalen Raumschema, sondern verfügen über einen je eigen definierten Körperraum, scilicet unser Körperschema als ein 'Mittel, durch das' (Good 1998: 65) im Sinne einer Figur-Hintergrund Beziehung eine Perspektive auf die Welt eröffnet wird. (vgl. Stoller 1995: 74ff.) Im Zusammenhang mit dem Körperschema konstatiert Merleau-Ponty eine Gestalthaftigkeit des Leibes, welche sich durch seine Situationsräumlichkeit und eine Positionsräumlichkeit begründet. Über eine Positionsräumlichkeit verfügt der Leib aufgrund dessen, dass er eine Position im Raum einnimmt und ihm in Folge eine Perspektivität zuteilwird. Erst aufgrund wiederholter Positions- und Perspektivenwechsel beziehungsweise aufgrund verschiedener situativer Erfahrungen kann diese perspektivische Erscheinung aber überhaupt als perspektivisch wahrgenommen werden. Die damit beschriebene Situationsräumlichkeit ergänzt die Positionsräumlichkeit. Der Leib steht folglich nicht nur in einer gewissen Perspektive einem Gegenstand gegenüber, sondern befindet sich in einer Situation, in welcher Elemente wie Lichtverhältnisse oder Emotionen für die Wahrnehmung von Bedeutung sind. (vgl. Stoller 1995: 76ff.)

Aus diesen Erörterungen folgt, dass Strukturierungsleistungen und Gestaltbildungen nicht einer Logik von Stimulus und Response folgen beziehungsweise einer kausalistischen und konditionalistischen Beziehung unterliegen. Vielmehr lässt sich ihre Herausbildung mit einer

'Responsivität' (Waldenfels 2000b) vergleichen, mit einem „offenen Frage-und-Antwort-Spiel“ (Waldenfels 2000b: 310), bei dem uns ein Ding erst anbelangen und anregen muss um als etwas befunden und verstanden zu werden. Das Ding, das wir antreffen, wird dann in einer offenen Gestaltung konstituiert, deren Maßstäbe sich selbst erst im Prozess erschaffen. So betrachtet, formuliert die Antwort die Frage mit, so wie auch die Frage in gewisser Weise die Antwort impliziert. Die Frage ist somit kein verhaltensdeterminierender Stimulus, im Gegenteil, sie stellt gewissermaßen eine Aufforderung zu einem Verhalten dar. (vgl. Waldenfels 2000b: 309f.)

1.2.3. WAHRNEHMEN ALS VERHALTEN

Die Ausrichtung des Leibes an der Welt, wie sie bisher beschrieben wurde und sich nochmals konkret in der Positions- und Situationsräumlichkeit festmacht, impliziert, dass wir als in unserem Umfeld Handelnde wahrnehmend zur Welt sind. Auf Basis der Begriffe der Situations- und Positionsräumlichkeit veranschaulicht der Philosoph Taylor im Anschluss an Merleau-Ponty, dass nur leiblich Handelnde Wahrnehmungserfahrungen machen können. Denn die Orientierungen einer Person in einem Wahrnehmungsfeld, wie oben und unten, kennzeichnen Letzteres als das eines/ einer leiblich Handelnden. Damit sei aber nicht lediglich die Abhängigkeit der Perspektive, des Oben oder des Unten, vom räumlichen Standpunkt einer Person angesprochen, sondern vielmehr die Dependenz der Perspektive von ihrem/ seinem Handeln im Feld. Oben und unten sind dann die Orientierung gebenden Richtungen des Handelns einer Person. Durch das Vermögen in der Welt zu handeln sind wir in der Lage sie wahrzunehmen. In Folge muss das Wahrnehmungsfeld auf eine gewisse Art und Weise strukturiert sein, da es schließlich das Feld vergangener und potentieller Handlungen ist. Die gebildeten Strukturen erweisen sich schließlich von zentraler Bedeutung für unsere Tätigkeiten. (vgl. Taylor 1986: 196ff.)

An dieser Stelle ist es nötig das Verhältnis der Begriffe der Struktur und Bedeutung zu definieren. Wie bereits erläutert, bedient sich Merleau-Ponty im Anschluss an die Gestalttheorie der Idee der Struktur und der Gestalt sowie des Weiteren der Bedeutung. Struktur und Bedeutung stehen nicht als objektive Konstellation und subjektive Orientierung in einem Gegensatz zueinander. Vielmehr prägt die Struktur sowohl das Verhalten als auch das Erleben in seiner Bedeutsamkeit, das heißt die Bedeutung ist selbst strukturell gegliedert und in ein Bedeutungsfeld eingebunden. Die Struktur wiederum trägt als bedeutsame Totalität

Bedeutung in sich[5]. (vgl. Waldenfels 1980: 147) Die Struktur ist in Coenens Worten „die sich in vielerlei Hinsicht herstellende beiderseitige Abstimmung von leiblichem Verhalten und Verhaltensfeld“ (Coenen 1985: 155). In der Qualität einer intelligiblen Faktizität gehört die Bedeutung dem logischen Bereich der Begriffe und Ideen an, die Struktur indessen ist eine Verbindung von Idee und Existenz und stellt die grundlegende Wirklichkeit dar. Die Verquickung von Struktur und Bedeutung ist ein Charakteristikum der Wahrnehmung, in Zuge derer die Struktur zu latenter Bedeutung und die Bedeutung zum Abbild der ursprünglichen Welt gerinnt, in der sie steht. Die Rolle des Sinns liegt darin die Struktur zu tragen und mit der reinen Bedeutung zu kongruieren. (vgl. Tilliette/ Métraux 1981: 198f.)

Die Unterscheidung und Definition eines Oben und eines Unten ist für eine Person schließlich nur dann von Bedarf, wenn sie von Bedeutung sind, das heißt wenn sie sich beispielsweise nach unten und oben bewegen kann und dies tut. Taylor stellt daher einen konstitutiven Zusammenhang zwischen dem Wahrnehmungsfeld und der leiblich handelnden Person fest, zumal die Existenz der Person als leiblich handelnde das Feld als ein auf eine bestimmte Weise arrangiertes hervorbringt. Das bedeutet weiter, dass durch die Verleiblichung die Wahrnehmung auf eine gewisse Art gestaltet wird. Das Verhalten korrespondiert mit dem Sinn einer Situation und präsentiert sich sowohl als Manifestation der personalen Orientierung in einem Verhaltensraum, wie auch als Manifestation der Wirkung einer Umwelt auf eine Person (vgl. PhdW 104). Das Wahrnehmen ist daher sowohl als personale Handlung aufzufassen, in Zuge derer wir etwa ein Geräusch hören, unsere Aufmerksamkeit auf eine spezifische seiner Eigenschaften fokussieren, gewisse Bereiche als zentral oder als peripher identifizieren und weitere Differenzierungen vornehmen, als auch im Sinne eines vorpersönlichen Wirkens. Schließlich ist das Wahrnehmen das, was wir nicht tun, da wir nicht aufhören können wahrzunehmen. (vgl. Taylor 1986: 200-204) In Fausts Worten ist „der Wahrnehmungsvorgang […] ein Prozess, in dem der Mensch *aus* seinem leiblichen Verhalten heraus die Welt sinngebend erschließt“ (Faust 2007: 65).

Eine solche Erschließung der Welt wird nicht in jeder Wahrnehmungserfahrung erneut vollzogen, sondern für das Wahrnehmen wird „habituelles Wissen von der Welt“ (PhdW 278) herangezogen. Als leibliches Ich ist uns ein 'umfassendes Gefüge' (PhdW 377) inhärent, durch das wir uns der Welt zuordnen. „Sinne haben, zum Beispiel den Sinn des Sehens, heißt über

5 Tilliette und Métraux (vgl. auch Waldenfels 1976: 17) machen auf die fallweise Undifferenziertheit Merleau-Pontys Begrifflichkeiten aufmerksam, welche zu einem variablen Einsatz der Termini Struktur, Bedeutung und Sinn (vgl. Merleau-Ponty 1942: 170-173; 185f.; 190; 198; 213; 223ff. zit. nach Tilliette/ Métraux 1981: 198f.) führt. Dieser Umstand lässt sich jedoch nicht allgemein feststellen, insofern der Philosoph an einigen Stellen (vgl. SdV 133, 170, 172, 228 zit. nach Tilliette/ Métraux 1981: 198f.) wiederum Präzise Definitionen der genannten Begriffe liefert. (vgl. Tilliette/ Métraux 1981: 198f.)

jenes allgemeine Gefüge verfügen, jene Typik möglicher visueller Bezüge, auf Grund deren wir jede gegebene visuelle Konstellation zu übernehmen befähigt sind. Einen Leib haben heißt über ein umfassendes Gefüge verfügen, das die Typik sämtlicher perzeptiver Entfaltungen und sämtlicher intersensorischer Entsprechungen über das wirklich je wahrgenommene Weltstück hinaus umfasst und ausmacht“, so Merleau-Ponty (PhdW 377). Daraus folgt dem Philosophen zufolge, dass „ein Ding […] also in der Wahrnehmung nicht wirklich *gegeben* [ist], sondern von uns innerlich übernommen, rekonstruiert und erlebt, insofern es einer Welt zugehört, deren Grundstrukturen wir in uns selbst tragen und von der es nur eine der möglichen Konkretionen darstellt“ (PhdW 377). Für unser Wahrnehmen bedürfen wir folglich eines latenten Wissens, das in unbestimmten und unbewussten Wahrnehmungen liegt und durch eine reflexive Einstellung ins Bewusstsein geholt werden kann. (vgl. Stoller 1995: 97)

Aus dieser Betrachtungsweise heraus folgt Merleau-Pontys Unterscheidung eines phänomenalen Leibes von einem aktuellen Leib. Der habituelle Leib hat alle vorangegangenen und erworbenen Fertigkeiten des Zur-Welt-seins inkorporiert und vermag in dieser Weise Dinge, mit denen wir uns als aktueller Leib momentan konfrontiert sehen, konkret werden zu lassen. Der habituelle Leib weist das „Vermögen einer Anzahl vertrauter Handlungen“ (PhdW 130) auf, sodass der aktuelle Leib aus dem sedimentierten Wissen schöpfen kann, das sich im habituellen Leib im Sinne eines kulturellen und historischen Speichers abgelagert hat, um sich zur Welt zu entwerfen. (vgl. Bermes 1998: 76; 79) Zur Veranschaulichung der funktionellen Unterteilung des Leibes führt Merleau-Ponty das Phänomen des Phantomglieds an, bei dem nach einer Amputation der fehlende Körperteil weiterhin als am Körper anhaftend und aktiv empfunden wird. Hierbei entwirft sich der habituelle Leib in gewohnter Weise zur Welt und vermittelt dem Phantomglied die Fähigkeit im Umfeld zu agieren. Der aktuelle Leib ist indes nicht in der Lage den habitualisierten Weltbezug kraft des fehlenden Körperteils zu realisieren. (vgl. PhdW 106f.) Merleau-Ponty drückt dies folgendermaßen aus: „Ich nehme wahr mit meinem Leib, mit meinen Sinnen, wobei mein Leib und meine Sinne nichts anderes sind als eben dieses habituelle Wissen von der Welt, diese implizite oder sedimentierte Wissenschaft [...]. In der Wahrnehmung denken wir nicht den Gegenstand und denken uns nicht als denkend, wir sind vielmehr zum Gegenstand und gehen auf in unserem Leib, der mehr als wir selbst von der Welt und von den

Motiven weiß, sie zur Synthese zu bringen.“[6] (PhdW 278f.) Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, warum wir in der Lage sind durch Türen zu gehen, ohne vorher Abstände und Distanzen auszumessen. Des Weiteren ist es uns aufgrund der Einverleibung unserer Computertastatur ohne großen Aufwand möglich mehrere Seiten schnell zu tippen. Wir wissen (als Leib) in welchem Rhythmus welche Gitarrensaite zu zupfen ist, da wir uns mit unserem ganzen Leib in unserer Gitarre eingerichtet beziehungsweise uns in das Instrument hinein verlängert haben.

1.2.4. INTERKORPOREITÄT & SOZIALITÄT

Mit dem weiter oben beschriebenen Körperschema gelingt es Merleau-Ponty eine Grundlage für die Intersubjektivität zu schaffen, insofern sich die Wahrnehmung der Anderen zeitgleich mit der Ausdifferenzierung des Körperschemas formt. Die Intersubjektivität beschreibt im Konstruktivismus und symbolischen Interaktionismus einen mit Anderen innerhalb eines sozialen Umfeldes geteilten Vorrat an Wissen, Erwartungen und Erfahrungen und macht so Dinge und ihre Bedeutung intersubjektiv zugänglich beziehungsweise gesellschaftlich verständlich (vgl. Chandler/ Munday 2011: o.A.). In der Qualität eines wahrnehmenden Leibsubjekts, welches zur Welt offen ist, ist eine Person sich niemals ganz transparent: In einem ambigen Verhältnis existiert sie als natürliches Ich, das sich selbst allerdings nicht gänzlich evident gegeben ist, sondern sich stets voraus ist. Genauso wenig ist einer Person das personale Sein des/ der jeweiligen Anderen völlig zugänglich. Der eigene phänomenale Leib und der des/ der Anderen finden sich jedoch in einem inneren Bezug zueinander, sodass der/ die Andere und die Person im Körperschema als eine „vorlogische Einheit unserer leiblichen Existenz“ (Meyer-Drawe 2001: 181) ein dynamisches System bilden. (vgl. Faust 2007: 67) Merleau-Ponty beschreibt diesen Umstand folgendermaßen: „insofern der [oder die; Anmerkg. LH] Andere in der Welt angesiedelt, dort sichtbar ist und meinem Felde zugehört, ist er [oder sie; Anmerkg. LH] niemals ein Ich in dem Sinne, in dem ich es für mich selbst bin. Um ihn [oder sie; Anmerkg. LH] als wahrhaftiges Ich zu denken, müsste ich mich selbst als

6 Diese Vorstellung steht in unmittelbarem Zusammenhang mit den Konzepten des Habitus und der Hexis. Aristoteles hat bereits darauf aufmerksam gemacht, dass wiederholte Handlungen eine Gewohnheit gründen. Husserl misst seinem Begriff der 'Habitualität' eine ähnliche Bedeutung zu, wenn er ihn auf die subjektive Seite des menschlichen Handelns bezieht und seine Bildung in der Wiederholung gleicher Tätigkeiten gegeben sieht. (vgl. Waldenfels 2000a: 183) Der Habitus im Bourdieu'schen Verständnis umfasst eine Reihe an Dispositionen, welche Praktiken, Wahrnehmungen und Einstellungen hervorbringen und die soziale Lage seines Trägers oder seiner Trägerin reflektieren. Im Sinne eines 'sens pratique' (Bourdieu 1980) bietet der Habitus seinen TrägerInnen Anhalt und Orientierung für das Leben. Mit sens pratique ist weniger eine Geistesverfassung gemeint, als vielmehr eine körperliche Beschaffenheit beziehungsweise Hexis. (vgl. Thompson 1991: 12f.)

sein bloßes Objekt denken, was mir das Wissen, das ich von mir selbst besitze, verbietet. […] Doch wenn ich reflektierend in mir selbst mit dem Wahrnehmungssubjekt ein sich selbst vorpersonales Subjekt vorfinde, […] dann ist keineswegs alles, was je in der Welt mir erscheint, ein in eins vor meinem Blicke Ausgebreitetes und kann somit ein Verhalten von Anderen darin erscheinen.“ (PhdW 404) Eine Person und der/ die Andere befinden sich somit in einer einzigen Welt, an der sie als Wahrnehmungssubjekte partizipieren. Die Intersubjektivität präsentiert sich bei Merleau-Ponty daher vielmehr als 'intercorporéité' (Merleau-Ponty 1960b) oder als 'Zwischenleiblichkeit' (Métraux 1976: 145; Waldenfels 1980: 44; Meyer-Drawe 2001: 133, 139, 147, 178, 181ff.; Merleau-Ponty 2007: 246, 252). Eine solche „Übereinkunft zwischen dem Leib eines [oder einer; Anmerkg. LH] Anderen und meinem Leib“ (Faust 2007: 67) ist dadurch möglich, dass beide über eine Struktur verfügen. Schließlich sind wir dank des Vermögens der sensorischen Funktionen zur Kommunikation mit Anderen begabt. Erblicke ich den Leib eines Mitmenschen, so nehmen dieser und die sich um ihn befindlichen Objekte neue Bedeutung an und erwachsen zu dem, was mein leibliches Verhalten sich anschickt mit ihnen zu machen. Indem mein Leib den des/ der Anderen wahrnimmt, „findet [er] in ihm so etwas wie eine wunderbare Fortsetzung seiner eigenen Intentionen, eine vertraute Weise des Umgangs mit der Welt“ (PhdW 405). In der Folge treten mein Leib und der Leib des/ der Anderen als „zwei Seiten eines einzigen Phänomens“ (PhdW 405) auf. (vgl. PhdW 404f.) Ein solcher Konnex beruht auf einem geteilten Fundament, das die 'Urdoxa' (PhdW 63) einer intersubjektiven Welt bietet. Wir sind in einer intersubjektiven Welt situiert, in der wir uns unseres jeweiligen Situiertseins gewahr sind. Wir sind zum einen in der Welt verankert, zum anderen bedeutet unsere Verankerung eine zur Welt orientierte Distanznahme mit der Folge, dass ein Rückzug aus der Welt oder eine (Existenz-) Verweigerung sich als ganz und gar unmöglich erweisen. In Anlehnung an Merleau-Ponty schließt Faust hinsichtlich der Intersubjektivität daraus, dass die Versagung von Kommunikation bereits eine Art der Kommunikation ist: „Jedes Tun, jedes Sich-Äußern ist ein Verhalten und kann folglich wahrgenommen werden“ (Faust 2007: 68). (vgl. Faust 2007: 68) Bei Merleau-Ponty ist die intersubjektive Erfahrung schließlich insofern als zeitlich-dynamische Gestalt zu verstehen, als dass durch Umstrukturierung oder auch durch Re-Formierung konkrete Beziehungsgefüge stets aus der vorindividuellen, vorsozietären Gemeinschaftlichkeit heraus Form annehmen. (vgl. Meyer-Drawe 2001: 181ff.)

Merleau-Pontys Konzept des leiblichen Egos verdeutlicht schließlich die wesentliche

Beteiligung von Materiellem und Ideellem, physischen Bedingungen sowie gesellschaftlichen Normen an der Genese des Ichs, zumal die Entstehung von Sozialität die Grundlage für die Entwicklung des Ich legt. Die Pädagogin und Erziehungswissenschafterin Meyer-Drawe erkennt in unserer Sensibilität für das Verhalten Anderer, wie etwa einem Blick oder gar schon offenkundige Gewaltakte, ein Indiz für unsere leibliche Verbundenheit mit Anderen. Einerseits kann ein Blick beispielsweise bei uns das Gefühl des Ausgeliefertseins wecken, er vermag uns verlegen zu machen oder zu belästigen, er kann Angst oder Unsicherheit hervorrufen, uns aber auch ermutigen oder bestätigen. Andererseits kann unser Blick die Aufmerksamkeit unserer Mitmenschen auf uns lenken. So oder so sind wir der Wahrnehmung Anderer unablässig ausgeliefert, da uns gleichzeitig sowohl eine Unerfassbarkeit als auch eine Erfassbarkeit kennzeichnen. „Insofern ich einen Leib habe", konstatiert Merleau-Ponty exemplarisch in Bezug auf das Erleben von Nacktheit, „kann ich unter dem Blick des [und der; Anmerkg. LH] Anderen zum bloßen Gegenstand herabsinken und nicht mehr als Person für ihn [und sie; Anmerkg. LH] zählen oder aber ich kann im Gegenteil zu seinem [und ihrem; Anmerkg. LH] Herrn werden und ihn [und sie; Anmerkg. LH] meinerseits anblicken [...]" (PhdW 199). Geschlecht, Alter, Haarfarbe, Herkunft, Größe und ähnliches prägen nicht nur unsere Fremd- sondern auch unsere Selbstwahrnehmung, da sie als Symbolisierung unseres Ichs fungieren. (vgl. Meyer-Drawe 2001: 150f.) Schließlich ist Merleau-Ponty zufolge „die wahrgenommene Welt […] nicht nur meine Welt, in ihr sehe ich das Verhalten der Anderen sich abzeichnen, das auf eben diese Welt abzielt, sie ist das Korrelat nicht nur meines Bewusstseins, sondern eines jeden Bewusstseins, *das mir je zu begegnen vermag*" (PhdW 390). Dergestalt gerät unser Leib und unser leibliches Verhalten zum „erste[n] aller Kulturgegenstände" (PhdW 405), womit unweigerlich ein historisches Gewordensein und ein geschichtlicher Sinn einhergeht, der eo ipso auf eine Fülle an Personen hindeutet, welche diesen tragen und realisieren. Als Prämisse für Sozialität komplementieren die Zwischenleiblichkeit und die Historizität einander. Allerdings verbinden sich die individuellen Bedeutungen erst im Handeln als ein sinngeleitetes und verstehendes zu einem sozial-geschichtlichen Ganzen. Das bedeutet, dass Sozialität nicht unabänderlich oder jemals endgültig ist, hingegen aber einer Sinngenesis unterworfen ist, deren Struktur immer erst geformt werden muss. Métraux kommt daher zu dem Schluss, dass „das Soziale […] kein konstituierter Gegenstand [ist], sondern eine Institution mit offenem Horizont" (Métraux 1976: 148). (vgl. Métraux 1976: 146ff.)

Als ein weiteres geteiltes Kulturobjekt stiftet Sprache bezüglich des Verstehens wie auch bezüglich des Handelns einen „gemeinsamen Boden" und „ein gemeinsames Tun" (PhdW

406) im Erfahren des sprachlichen Austausches. Die zentrale Rolle des Sprechens in Merleau-Pontys Philosophie wird in Kapitel 2 ausführlich diskutiert. Neben Sprache erweisen sich Gefühle von großer Bedeutung für das personelle Entwerfen zu einer Welt hin wie auch für die Konstitution der Welt überhaupt, da sie nicht als bloße innere Zustände aufzufassen sind, sondern als eine gewisse Art sich zu den Dingen zu positionieren, bei der Andere immer schon teilhaben (vgl. Waldenfels 2000a: 289). Dazu nun ausführlicher.

1.3. LEIBLICHES EMPFINDEN & GEFÜHLE

„Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut."
(Goethe 1972: 3454-3458)

Gefühl ist alles im Gegensatz zu schalen und vergänglichen Zustandsbenennungen, so verkündet Faust. Dem schließt sich Merleau-Ponty gleichsam an, wenn er die affektive Welt als jenen Bereich unserer Erfahrung betrachtet, der primär für uns Sinn und Wirklichkeit hat. Der Affektivität wird der Status einer „ursprünglichen Bewusstseinsweise" (PhdW 186) zuteil, zumal in ihr unser Vermögen begründet liegt uns zur Welt zu entwerfen. Sie gestaltet eine Wahrnehmungsstruktur aus, auf Grundlage derer Umweltreizen Bedeutung zugemessen werden kann (vgl. Kapitel 1.2.2., 1.2.3.). (vgl. PhdW 185ff.) Dergestalt ist der Blick auf Gefühle oder Emotionen, wie sie hier synonym verwendet werden, insofern lohnenswert, als dass sie den Entwurf einer Person zur Welt sowie das Verhältnis zwischen einer Person und ihren Mitmenschen darlegen, ohne den Leib als das zentrale Medium dafür zu vergessen. Ein erlebtes Gefühl stellt einen gesellschaftlichen Typus des Empfindens, wie Liebe oder Hass, dar, dient uns für unseren Entwurf zur Welt hin und vermag die aktuelle „Veränderung unserer Beziehungen zum Anderen [und zur Anderen; Anmerkg. LH] und zur Welt" (Merleau-Ponty 2000: 72) anzuzeigen.

Das Empfinden wird in phänomenologischer Betrachtung als „eine Weise des lebendigen Seins" bezeichnet, wie es der Neurologe, Philosoph und Phänomenologe Straus (1956: 17) ausdrückt. Dieser, wie auch viele seiner der Phänomenologie verpflichteten Kollegen (vgl. etwa Scheler 1919: 28 und weiter; PhdW 28-33, ab 244; Waldenfels 2000a: 46 und weiter),

befassen sich statt mit Empfindungen mit dem Empfinden, statt mit einem statischen Zustand mit einem dynamischen Befinden, wobei sich Letzteres durch eine zeitliche Struktur sowie Wandel auszeichnet. Betrachten wir etwa das Schmerzempfinden einer Person, so empfängt diese nicht in Passivität Eindrücke, sondern sie erfährt unmittelbar im Schmerz eine Störung in ihrem Bezug zur Welt. Dabei, und das ist essentiell, impliziert das Empfinden des Schmerzes gleichzeitig ein 'Sich-empfinden' (Straus 1956: 52 und weiter), sodass die Person sich selbst im Verhältnis zur Welt beziehungsweise sich wandelnd in der 'leiblichen Kommunikation'[7] (Straus 1956: 18) mit der Welt empfindet. (vgl. Straus 1956: 17f.)

Auch Merleau-Ponty spricht im Zusammenhang mit der Beschreibung des sinnlichen Empfindens von einer „lebendigen Kommunikation mit der Welt“ (PhdW 76). Das Empfinden führt dabei über ein bloßes Empfinden unbeschreiblicher Zustände oder Qualitäten hinaus. Es geht vielmehr mit einem konkreten Entwurf zur Welt einher, begreift Qualitäten in ihren jeweiligen Bedeutungen für uns respektive unserer leiblichen Existenz und steht auf diese Weise stets schon in Bezug auf unsere Leiblichkeit. (vgl. PhdW 76, 246f.) „Kurz, mein Leib ist nicht einfach ein Gegenstand unter all den anderen Gegenständen, ein Komplex von Sinnesqualitäten unter anderen, er ist ein für alle anderen Gegenstände empfindlicher Gegenstand, der allen Tönen ihre Resonanz gibt, mit allen Farben mitschwingt und allen Worten durch die Art und Weise, wie er sie aufnimmt, ihre ursprüngliche Bedeutung verleiht“ (PhdW 276).

Im Empfinden wird dem sinnlich Gegebenen Bedeutung zuteil, was wiederum heißt, dass das Sinnliche selbst, das wir angehen zu empfinden, unseren Leib vor das Problem stellt, jene Fassung zu finden, in welcher er sich bestimmt und Bedeutung realisieren kann. Er muss sozusagen eine Antwort auf eine schlecht formulierte Frage entwerfen. In der Folge können die empfindende Person und das sinnlich Empfundene nicht als zwei sich gegenüberstehende Belange betrachtet werden, denn ohne den interessierten Blick oder die tastende Hand, das heißt den fühlenden Leib im Allgemeinen, welcher sich mit dem Sinnlichen „synchronisiert“ (PhdW 251), bleibt das Sinnliche nichts anderes als eine undefinierte Erregung. Umgekehrt können wir nur auf die sinnliche Anregung hin sehen, hören, empfinden und so weiter. „Das Sinnliche“, so der Philosoph, „gibt mir nur wieder, was ich ihm leihe, doch habe ich noch dies

7 In Straus' Betrachtung ist das Empfinden eine Kommunikationsweise, in der „wir uns in und mit unserer Welt“ (Straus 1956: 208) erfahren. Das Empfinden ist dann ein einheitliches, das vermöge aller Sinnesorgane und in unauflöslicher Symbiose mit der Welt realisiert wird. (vgl. Straus 1956: 208ff.) „[…] wir 'verstehen' uns miteinander in der Welt“, erklärt Straus, „[…] die Welt erfassen wir […] in ihrer Aktualität. Wir richten uns in der sinnlichen Kommunikation auf die Welt […].“ (Straus 1956: 206f.) Mit Landweer lässt sich diese Anschauung auf Gefühle übertragen, insofern wir in 'leiblicher Kommunikation' (Landweer 1999: 142) auf eine strukturierte Art und Weise „mit Gefühlen auf die Gefühle anderer“ (Landweer 1999: 142) reagieren.

selbst von ihm“ (PhdW 252). In Merleau-Pontys Auffassung ist die Weise des Wahrnehmens ein „Moment meiner individuellen Geschichte“ (PhdW 252), zumal es sich bei Empfindungen um Rekonstitutionen handelt, welche der Sedimente antezedierender Konstitutionen bedürfen. (vgl. PhdW 251f.)

Nehmen wir beispielsweise das Königsblau eines Teppichs wahr oder den zarten Klang einer Melodie, so genügt es nicht die Farbe zu sehen oder den Ton zu hören um zu wissen, was Empfinden ist. Für die Bestimmung des Empfindens, Hörens, Sehens et cetera ist zum einen der Rekurs auf die konkreten Erfahrungen unumgänglich, welche sie angeben (vgl. PhdW 29), und zum anderen all die vorangegangenen Erfahrungen, welche sie zu dem bestimmten Wahrgenommenen machen. Die Zartheit des Klanges kann so aus einem feinfühligen Harfenspiel resultieren sowie aus den beseelten Erinnerungen an die frühe Kindheit, welche vom Harfenspiel der Mutter geprägt war. In diesem Sinne handelt es sich bei der Farbe und dem Ton erstens um Empfundenes und nicht um Empfinden und zweitens sind die in ihnen beschriebenen Qualitäten nur Eigenschaften eines Gegenstandes in einer gegebenen Erfahrung und nicht die Empfindung. (vgl. PhdW 22f.) Straus drückt diesen Umstand folgendermaßen aus: „Im Empfinden habe ich mehr als ein bloßes sinnliches Quale; im Empfinden habe ich mich, mich *und* das andere, die Welt“ (Straus 1956: 254). Als empfindende Menschen haben wir unsere Welt und empfinden uns selbst in der Welt. Darüber hinaus expliziert unser Empfinden in jedem Moment den Bezug zwischen dem Ich und der Welt, ja gerade in dem Vermögen zum Empfinden sind wir überhaupt imstande einer Welt gegenüberzustehen, welche wir erleben können. (vgl. Straus 1956: 253f.)

In unserem sinnlichen Empfinden begegnen wir folglich der Welt, wobei wir uns in Ersterem, also in der Weise, wie die Welt auf uns stößt, stets selbst empfinden. Denken wir etwa an das Gefühl des Glücks, welches als ein wiederholtes erhebendes Empfinden zu einem Gefühl geronnen ist, so erkennen wir, dass es sich als Glück über etwas gestaltet, das seinen Ursprung in der Welt oder bei Anderen findet. Bei einem gleichzeitigen sinnlich-sinnhaften Bezug auf uns selbst finden wir uns auf diese Weise gemeinsam mit Anderen in der Welt. (vgl. Waldenfels 2000a: 285)

Merleau-Ponty zufolge sind Emotionen folglich Weisen eines personalen Zur-Welt-seins. Der Sprache gleich zeichnen diese sich durch das Vermögen aus Stimuli aus unserer Umwelt und Situationen Gestalt sowie Sinn zu geben. (vgl. PhdW 223) Der Philosoph erläutert die Ansicht anhand der erotischen Wahrnehmung. So hat der von mir erblickte Leib einer anderen Person

nur insofern sexuelle Bedeutung, als er meinem Leib und meinem Vermögen gegeben ist vorliegende Reize in eine erotische Situation zu schließen und dieser in sexuellem Verhalten zu entsprechen. (vgl. PhdW 187f.) Sozusagen als eigene Welten erweisen sich Gefühle als die Basis unseres Weltbezugs und haben mithin existentielle Bedeutung (vgl. PhdW 435).

Denken wir nun nochmals an das oben erwähnte Glück über das Harfenspiel und stellen uns vor, wie die Person mit einem leichten Lachen entspannt in einen Sessel sinkt um sich an der Melodie zu ergötzen. Dieses Verhalten ist nun weniger Zeichen einer inneren Gefühlslage, als das Glücksgefühl selbst. Merleau-Ponty hebt wiederholt hervor, dass das Empfinden nicht von einem Denken, das Zeichen nicht von seiner Bedeutung, das Innen nicht von einem Außen unterschieden werden kann, sodass auch das genannte Gebaren nicht als Ausdruck einer inwendigen Emotion zu interpretieren ist. Demgemäß vermag durch Introspektion und Empathie wenig über Emotionen erfahren werden (vgl. auch Zahavi 2001), was der französische Philosoph nachfolgend etwas polemisch darlegt: „Wenn ich versuche, Liebe oder Hass durch reine Innenschau zu untersuchen, finde ich nur weniges, was sich beschreiben ließe: ein paar Bangigkeiten, etwas Herzklopfen, alles in allem banale Beschwerden, die mir weder das Wesen der Liebe noch das des Hasses enthüllen. Jede meiner interessanten Beobachtungen kommt dadurch zustande, dass ich mich nicht damit begnügt habe, mit meiner Empfindung übereinzustimmen, und dass es mir gelungen ist, sie als ein Verhalten zu untersuchen, als eine Modifikation meines Verhältnisses zum Anderen und zur Welt […].“ (Merleau-Ponty 2000: 71) So handelt es sich bei Gefühlen nicht um physische Gegebenheiten, welche sich auf den Körper niederschlagen, oder um „innere Wirklichkeiten“ (Merleau-Ponty 2000: 72), welche nur der sie empfindenden Person zugänglich sind. Vielmehr sind Emotionen erkennbare Verhaltensstile, die sich in Mimik und Gestik im Sinne leiblicher wie verbaler Gebärden realisieren. (vgl. Merleau-Ponty 2000: 71f.) Mit Stil bezeichnet Merleau-Ponty eine „gewisse Weise, Situationen zu begegnen“ (PhdW 378), wobei sich in dieser Sinn abzeichnet (vgl. PhdW 213).

Wesentlich ist weiters, dass mit der Emotion ein Handeln beschrieben ist, insofern sie stets „die Bewegung meiner Zuwendung einem anderen Menschen zu, einer Konversion meines Denkens und meines Verhaltens“ (PhdW 434) ist. (vgl. PhdW 433f.) In unseren Akten, wie etwa dem leichten Lächeln und der entspannten Körperhaltung, bekunden wir unser Gefühl, beispielsweise das Glück, welches sich für unsere Mitmenschen in Mimik und Gestik realisiert. Unser Gegenüber kann anhand unseres Gebarens unser Befinden erkennen, ja wir sind in unserem Verhalten den Anderen zu gleichem Maße gegeben, wie sie uns in ihrem evident sind. (vgl. Merleau-Ponty 2000: 72f.)

Anhand der bisherigen Ausführungen zeigt sich, dass es sich bei Emotionen um gängige Praxen des Sich-in-Bezug-setzens zur Welt, um habitualisierte Empfindungs- und Verhaltensweisen in einer bestimmten Sozialität handelt. Merleau-Ponty zufolge ergreifen wir als leiblich Existierende in jeder Wahrnehmung „Besitz von der Zeit und [lassen] für eine Gegenwart Vergangenheit und Zukunft dasein“ (PhdW 280). Wir vollbringen Zeit anstatt ihr zu unterliegen. Allerdings hat das latente Wissen, dessen wir für unser Wahrnehmen und Handeln bedürfen, weniger mit dem nun Wahrgenommenen zu tun als mit unserem Erfahrungshintergrund. Schließlich verwirklichen wir das Wahrgenommene mittels unseres habituellen Wissens von der Welt. (vgl. PhdW 279) Unsere Handlungsweisen, welche unserer Existenz Gestalt geben, sedimentieren zu einer anonymen Daseinsweise oder zu Werkzeugen. Die Sozialität, in der wir leben, gründet sodann ihr evidentes Bestehen auf diesen Werkzeugen, derer „man“ sich bedient, sie hervorbringt und sich wiederum selbst gibt. (vgl. PhdW 399) Gefühle im Sinne von emotionalen Typen wie Liebe, Hass oder Glück, dienen als solche Werkzeuge, insofern sie habituelle Verhaltensstile nahelegen, mittels derer wir uns sinnhaft zu Welt entwerfen können.

1.4. STRUKTUR VON GEFÜHLEN

„'What a curious feeling!' said Alice; 'I must be shutting up like a telescope.'
And so it was indeed: she was now only ten inches high,
and her face brightened up at the thought
that she was now the right size for going through
the little door into that lovely garden.“
(Carroll 2008: 5f.)

Die PhilosophInnen Demmerling und Landweer haben ein Instrumentarium geschaffen, mit dem es möglich ist Gefühle strukturell und funktional zu erfassen. In ihren Analysen nehmen sie insbesondere auf den Philosophen Schmitz Rekurs, dem es ihrer Einschätzung nach gelungen ist die philosophische Beschreibung von Gefühlen (vgl. beispielsweise Schmitz 2007, 2008) wie keinE AndereR voranzutreiben[8]. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 21) Als EinzelautorInnen (vgl. etwa Demmerling 1995, 2004; Landweer 1995, 2007a, 2007b) sowie

8 Demmerling und Landweer sind sich der Kritik und Skepsis (vgl. beispielhaft Waldenfels 2000a; Hauskeller 1995) gewahr, die sowohl der Methode als auch der Terminologie Schmitz' entgegengebracht werden, doch betrachten sie beide primär als Bereicherung (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 21). In der vorliegenden Arbeit wird nicht auf Schmitz Bezug genommen, da die bloße Beschreibung von Gefühlen unseren Zwecken nicht genügt, sondern spezifisch auf Demmerling und Landweer, welche analytische Konzepte aufstellen, die sich für die Erfassung der Struktur und Funktion von Gefühlen als nützlich erweisen.

als KoautorInnen haben Demmerling und Landweer ihre Arbeit der Analyse einer Vielzahl an Gefühlen „von Achtung bis Zorn“ (Demmerling/ Landweer 2007) gewidmet und in der Folge ein Rüstzeug hervorgebracht, mithilfe dessen es möglich ist den Gefühlsbegriff näher zu definieren sowie diverse Emotionen näher zu bestimmen.

Wie auch Merleau-Ponty betrachten die PhilosophInnen das Gefühl als „eine in sich strukturierte Ganzheit, die mehrere Elemente oder 'Teilstimmen' – Wahrnehmungen, Imaginationen, Suggestionen u.a. – umfasst und parallelisiert“ (Landweer 1999: 21). Als eine Gestalt zeichnen sich Emotionen durch eine Strukturierung und eine spezielle Einpassung in Situationen aus. Folglich werden Gefühle ganzheitlich erfahren und nicht als die Summe von Einzelprozessen. Lediglich *analytisch* lassen sich konstitutive Elemente wie körperliche Vorgänge, scheinbar objektive mimische und gestische Bezeugungen und die ihnen zugrunde liegenden bildlich-szenischen Vorstellungen, Situationswahrnehmungen, assoziierte Gedanken und verbale Gefühlsdeskriptionen identifizieren. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 21ff.)

Gefühle sind des Weiteren intentional verfasst (vgl. Kapitel 1.2.1.), wodurch sie stets einen Bezug auf eine Situation oder einen Gegenstand aufweisen. Dieser Umstand verdeutlicht sich bereits in den deutschen Formulierungen, wie die Wut *über* allgemeine Missstände, die Empörung *über* die Ungerechtigkeit ungleicher Entlohnung oder der Neid *auf* den Besitz Anderer. (vgl. Landweer 2007a: 70) Wut, Empörung oder Neid beispielsweise unterscheiden sich hinsichtlich ihres evaluativen Verhältnisses zu den Begebenheiten im Alltag, sodass sich die intentionalen Gehalte von Emotionen allgemein als wesentliche Mittel für die Differenzierung diverser Gefühle voneinander erweisen (vgl. Kenny 1963: 189): so wird in der Empörung die ungleiche Verteilung von Gütern und Besitz als ungerecht empfunden, während Letztere stattdessen im Neid als erstrebenswert erachtet werden. Begebenheiten unserer Umwelt werden daher mittels unserer Emotionen bewertet. Auf Basis dieses evaluativen Bezugs wird der angetroffene Zustand zu dem, was er für uns ist: zu Wut, Empörung oder auch Neid. Darüber hinaus fungiert das Objekt, welches als intentionaler Bezugspunkt eines Gefühls auftritt, in dieser Hinsicht als Bedingung für die Angemessenheit der erlebten Emotion, als dass sie tatsächlich die benötigten Qualitäten aufweisen muss. Der Neid auf wertlose Besitztümer, die für keineN und besonders nicht für die das Gefühl empfindende Person Attraktivität besitzen, scheint sodann gänzlich unangebracht. Wir erkennen an diesen Ausführungen schließlich, dass das Objekt, an das sich das jeweilige Gefühl heftet, die empfindende Person berühren muss. In der Folge tritt in unserem affektiven Bezug zur Welt, welcher sich vornehmlich im Empfinden einer konkreten Emotion gestaltet,

Bedeutung zu Tage, sofern Emotionen im Allgemeinen als Sinn für eine Situation, in der sich eine Person befindet, zu betrachten sind. (vgl. Slaby 2007: 100-105) Taylor fasst dies folgendermaßen zusammen: „We could put it this way that experiencing a given emotion involves experiencing our situation as being of a certain kind or having a certain property. But this property cannot be neutral, cannot be something to which we are indifferent, or else we would not be moved.“ (Taylor 1985: 48)

Demmerling und Landweer führen die wesentliche Trennung „akuter“ und „episodischer Gefühle“ (Demmerling/ Landweer 2007: 9 und weiter) von „Gefühlsdispositionen“ (Demmerling/ Landweer 2007: 9 und weiter) und von „Stimmungen“ (Demmerling/ Landweer 2007: 5 und weiter) ein. Diese Differenzierungen wollen wir in Folge näher betrachten. Akute und episodische Gefühle liegen dann vor, wenn eine Person leiblich-affektiv betroffen ist. Derlei Emotionen erleben wir in ihrem einmaligen oder wiederholten einprägenden Auftreten als Widerfahrnis, gegen das wir – selbst wenn wir wollten – nicht ankommen können. Aus dem vorangegangen Kapitel wurde ersichtlich, dass mit akut erlebten Gefühlen stets ein Sich-empfinden einhergeht.

Im Gegensatz dazu bezeichnet die Gefühlsdisposition die Wahrscheinlichkeit infolge von bisherigen Erfahrungen ein gewisses Gefühl zu empfinden. Dispositionen werden durch gezielte oder auch unbewusste Habitualisierung in einem bestimmten Milieu konstituiert, repetiert, intensiviert oder restringiert. Sie entsprechen mithin einem Stil eines individuellen leiblich-affektiven Weltentwurfs, welcher im Unterschied zum momentanen Gefühl mit Widerfahrnischarakter verändert werden kann. So vermögen wir den Neid auf den Erfolg des Gegenübers zu unterdrücken und Anerkennung vorzutäuschen, doch das Gefühl des Neids dauert fort. In Anwesenheit des beneideten Gegenübers mag es sich vielleicht nicht manifestieren, indessen aber können wir nicht umhin den Neid im Gespräch mit Personen unseres Vertrauens zu leben. Der Neid wird solange Bestand haben, bis wir die Einstellung zur beneideten Person und ihrem Erfolg ändern. Treten gewisse Gefühle auf Basis einer Habitualisierung wiederholt auf, sind wir erst durch eine Veränderungen der Disposition imstande uns in Zukunft anders affektiv zu verhalten. Das heißt, Modifikationen der Gefühlswelt finden weniger auf Seiten des akuten oder episodischen Gefühls statt als auf Seiten der Gefühlsdisposition, sprich der Situation und der Umstände, in oder unter welchen bestimmte Gefühle auftreten. Ähnliches lässt sich auch für soziohistorische Unterschiede konstatieren: für die eine Person in der einen Sozietät mag etwas zum Auslöser von Neid

werden, was bei der Anderen in einer anderen Sozietät gänzlich unproblematisch erfahren wird. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 25)

Stimmungen zeichnen sich ebenso wie akute und episodische Gefühle durch einen Widerfahrnischarakter aus, jedoch fehlt ihnen der intentionale Gehalt. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 5f.) Sie bringen höchstens eine Geschichte mit sich, aus welcher ihr Ursprung rekonstruierbar ist. Somit sind Stimmungen wohl auf die Welt bezogen, aber äußerst unspezifisch. Im Gegensatz zu Gefühlen währen Stimmungen des Weiteren häufig länger. Demmerling und Landweer halten fest, dass es zwischen Gefühlen und Stimmungen Übergangsphänomene gibt, wie das folgende Beispiel verdeutlicht. Eine Person erlebt eine berufliche Unannehmlichkeit, woraufhin sie am darauffolgenden Tag äußerst gereizt auf jedwede Äußerungen ihrer KollegInnen reagiert. Die gereizte Stimmung geht so aus dem Verdruss des Vortags hervor und resultiert schließlich in dem gerichteten Gefühl des Ärgers. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 292f.)

Wesentlich für die Analyse von akuten und episodischen Gefühlen ist ferner die Unterscheidung eines „Verdichtungsbereichs“ (Demmerling/ Landweer 2007: 29 und weiter) und eines „Verankerungspunktes“ (Demmerling/ Landweer 2007: 29 und weiter), welche die PhilosophInnen im Anschluss an Schmitz (vgl. etwa 1969) vollziehen. Ersterer ist jene Stelle einer Gefühlsgestalt, an der sich ihr Gepräge deutlich sammelt. Die Bezeichnung Verankerungspunkt trägt jene Stelle, von welcher sich die Gestalt offenkundig aufbaut. Denken wir beispielsweise an die Angst vor dem Zahnarzt, so stellen die Bohrer, Spritzen, Klemmen und das Personal den Verdichtungsbereich der Angst dar, während der erwartete Schmerz den Verankerungspunkt bildet. Der oder die PatientIn hat Angst, weil ihm/ ihr Schmerz schwant, der von den zahnärztlichen Utensilien und dem sie führenden Personal ausgeht. Wohlgemerkt ist der Verankerungspunkt jedoch nicht mit dem Grund für ein Gefühl gleichzusetzen, zumal Ersterer keine kausale Beziehung erfordert. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 29f.)

Schließlich gründen sich Gefühle auf Vorgeschichten und biografischen Kontexten, die sich häufig in „paradigm scenarios“ (de Sousa 1987: 72 und weiter) oder Schlüsselszenarien niederschlagen und ein sensibles Moment für das emotionale Erleben einer Person darstellen. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 31f.) In diesem Zusammenhang meint de Sousa: “We are made familiar with the vocabulary of emotion by association with *paradigm scenarios.* They are drawn first from our daily life as small children and later reinforced by the stories, art, and culture to which we are exposed. [...] Paradigm scenarios involve two aspects: first, a situation type providing the characteristic objects of the specific emotion-type […], and second, a set of

characteristic or 'normal' *responses* to the situation […].” (de Sousa 1987: 182) Von Kindesalter an lernen wir Situationstypen zu unterscheiden um auf diese mit den entsprechenden Emotionen antworten zu können. Welche Situationselemente identifiziert werden können, ist abhängig von der Entwicklungsstufe des Kindes. Die Fähigkeit die adäquaten Antworten zu erkennen, imstande zu sein diese im Kontext eines Szenarios zu deklarieren und zu wissen, dass es sich um das Empfinden einer konkreten Emotion handelt, sind essentielle Aspekte der Erziehung. Wie de Sousa im Anschluss an Aristoteles (vgl. Aristotle 1999: II.2) hervorstreicht, ist das Fühlen der situativ 'richtigen' Gefühle in der Folge von moralischem Belang. (vgl. de Sousa 1987: 183)

ZUSAMMENFASSEND

Wider einen cartesianischen Dualismus von res extensa und res cogitans formuliert der Philosoph Merleau-Ponty eine umfassende Theorie der Leiblichkeit, im Zuge derer er eine dritte Dimension eines inkarnierten Bewusstseins und eines inkarnierten Sinns zu gründen sucht. Der Leib gerät zu dem grundlegenden Medium des Menschen eine Welt zu haben und zur Welt zu sein. Als lebendiger und fungierender weist der Leib stets auf unsere ursprüngliche Einheit mit der Welt, in der das Verhältnis von Wahrnehmung und Leib zur Conditio sine qua non von Erkenntnis wird. Unser Leib ist somit vermöge des Körperschemas zum einen und der synästhesierenden Sinne zum anderen ein sensibler und erkennender und vermag sich die Strukturen der Welt einzuverleiben, zu übersteigen und neue zu schaffen. Unsere Wahrnehmung birgt die Welt, in welcher wir in einem Raum kulturabhängiger und kulturgeschaffener Sinngebilde handeln. Darüber hinaus sind wir im dynamischen System der Zwischenleiblichkeit mit unseren Mitmenschen verbunden und erweisen uns mithin seit jeher als soziale Wesen, welche ihre Existenz sinnlich-sinnhaft handelnd schaffen. Dafür sind sowohl Sprache als auch Gefühle wesentliche Mittel. Im Sinne eines zu einem Stil geronnenen sinnlichen Empfindens dient das Gefühl dazu Situationen Gestalt zu geben und so eine Beziehung zwischen dem eigenen Leib und dem Leib eines Gegenübers, einem Gegenstand sowie der Welt im Allgemeinen zu gründen.

2. ZU SPRACHE, SPRECHEN & MEHRSPRACHIGKEIT

„Die Sprache ist wie Wasser.
Beim Halten verliert man sie,
im Fließen hat sie Bestand [...]"
(Sofronieva 2008: o.A.)

Das folgende Kapitel ist der Sprache und dem Sprechen im Besonderen gewidmet. Ausgang wird von Merleau-Pontys Sprachphilosophie genommen um zu erörtern, wie der Philosoph auf Basis seiner Theorie der Leiblichkeit das Sprechen versteht und wie unsere leibliche Existenz mit unserer sprachlichen Artikulation zusammenhängt. Merleau-Pontys Theorie des Sprechens wird sodann als Fundament für eine Konzeptionierung des Sprechens als mehrsprachige Praktik eingesetzt. Am Ende dieses Kapitels wird schließlich diskutiert, inwiefern das multilinguale Interagieren in einer monolingual habitualisierten Umwelt auftritt.

2.1. MERLEAU-PONTYS KONZEPTION DER LEIBLICHEN ARTIKULATION & DES SPRECHENS

„I worked with a guy from Michigan, only spoke English.
Got a liver transplant from a Mexican.
Suddenly spoke perfect Spanish."
(Shameless 2012)

Das nicht ganz ernst zu nehmende Zitat zu Anfang weist auf den bestimmenden Konnex zwischen unserer leiblichen Verfasstheit und dem Sprechen hin. Halten wir noch einmal kurz fest: Merleau-Ponty bestimmt unseren Leib als den ersten Ausdruck unserer Ausrichtung zur Welt. Unser Leib tritt dabei im Sinne eines spezifischen Stils auf, als eine Art und Weise Dingen zu begegnen und sie zu begreifen (vgl. Good 1998: 194). Nicht nur die leibliche Geste allein, das heißt das Hochziehen der Augenbrauen oder das Kräuseln der Lippen stellt eine Manifestation der Existenz dar, sondern der Leib selbst erweist sich als Conditio sine qua non um sich leiblich und verbal artikulieren zu können. Das Sprechen ist Merleau-Pontys Auffassung nach ein leibliches Phänomen, wodurch er sich, wie in all seinen Werken, empiristischen und rationalistischen Konzepten gegenüberstellt, welche übersehen, dass Worte selbst Sinn tragen, wir in ihnen denken und in ihnen kommunizieren. (vgl. Waldenfels 1980: 149)

In der *Phänomenologie der Wahrnehmung* finden sich lediglich erste Anfänge einer Sprachphilosophie, die Merleau-Ponty erst in den beiden in *Signes* (Merleau-Ponty 1960c)

erschienenen Beiträgen *Sur la phénoménologie du langage* und *Le langage indirect et les voix du silence* vertieft. Der Philosoph rekurriert zum einen auf Husserls phänomenologische Untersuchungen zur Sprachthematik und zum anderen auf de Saussures Sprachtheorie[9]. (vgl. Good 1998: 202) Merleau-Pontys besondere Leistung besteht darin, aus der Perspektive der jeweiligen SprecherInnen Licht auf Sprechakte zu werfen. Mit Bezug auf alltägliche Erfahrungen trachtet er einerseits danach wissenschaftlichen Überkonstruktionen auszuweichen und andererseits die enge Beziehung des Sprechens mit der Lebenssituation der sprechenden Person zu unterstreichen. Das Sprechen im Merleau-Ponty'schen Sinn stellt sich somit nicht lediglich als eine verbale Darstellung von Sachverhalten oder als ein Transfer von Information dar, sondern als ein „engagiertes Tätigsein und eine Stellungnahme" (Giuliani-Tagmann 1983: 68). Essentiell für jeden Sprechakt sind in der Folge das leibliche und situierte Gebundensein einer Person und die Fundierung in kulturell sedimentierten Bedeutungen. In Merleau-Pontys phänomenologischer Sprachkonzeption formen sowohl die gegebenen Sprachstrukturen, aufgrund derer der Sprechakt seine Struktur erhält, als auch der Wahrnehmungs- und Handlungskontext, in welchem der/ die SprecherIn weilt, zu gleicher Maßen die Prämissen für den Spracherwerb und den Sprachvollzug.

Das Sprechen macht Merleau-Ponty am leiblichen Ausdruck respektive der Sprachgeste fest, die vor aller begrifflichen Präzisierung Sinn enthält. Genauer gesagt, begreift unser Leib jede Situation als eine sinnerfüllte Einheit und schreibt sich einen unmittelbaren Sinn ein, welcher über die sprachliche Beschreibung hinausgeht. Worte sind in der Sprachwelt daher als Medium des leiblichen Vermögens zu betrachten und nicht als bloßer Behälter um eine Vorstellung zu fassen. (vgl. Giuliani-Tagmann 1983: 68-71) Das Sprechen ist Ausdruck des Zur-Welt-seins. Der Gedanke bildet sich erst in der verbalen Artikulation, sodass „Gedanke und Ausdruck […] sich somit in eins [konstituieren]" (PhdW 217). Der/ die SprecherIn bringt folglich nicht im Voraus Gedachtes sprachlich hervor, sondern der Sprechakt realisiert den Gedanken als ein „Denken in der Sprache" (PhdW 213). (vgl. Bermes 1998: 99) „Das Denken ist nichts 'Innerliches', das außerhalb der Welt und außerhalb der Worte existierte. Was uns darüber täuscht und uns an ein allem Ausdruck zuvor für sich existierendes Denken zu glauben verleitet, ist bloß die Existenz bereits konstituierter und schon ausgedrückter Gedanken, deren wir freilich uns stillschweigend erinnern können und die auf diese Weise die

9 Eine ausführliche Darlegung und Diskussion der Einflüsse, die an dieser Stelle aus Platzgründen nicht erörtert werden können, bieten beispielsweise Waldenfels (vgl. 1980: 146-155) und Giuliani-Tagmann (vgl. 1983: 103-112).

Illusion eines Innenlebens des Denkens erwecken. In Wahrheit aber ist auch dieses vermeintliche Schweigen von Worten durchtönt, ist auch jenes Innenleben des Denkens ein inneres Sprechen.“ (PhdW 217) Auf einem „Bereich unausgesprochener Bedeutsamkeit“ (Giuliani-Tagmann 1983: 71) fußend, wird das Sprechen sodann als eine Akzentuierung hin zur einer expliziten Bedeutung verstanden. Merleau-Ponty erkennt die sinnstiftende Kraft deutlich im zur Welt orientierten Leib, wodurch sich das aktuelle Sprechen für die Genese von Sprachbedeutungen verantwortlich zeigt. Der Philosoph widmet sich in der Folge nicht der Untersuchung fertiger Sprachbestände, sondern den Sprachbedeutungen in ihrer Entstehung. (vgl. Giuliani-Tagmann 1983: 71)

Wie das Wahrnehmungsfeld entbehrt auch die Sprachwelt nicht einer spezifischen Organisation. Um Letztere zu erfassen nimmt Merleau-Ponty Rekurs auf Sprachgestalten, welche in ihrer Funktionsweise jenen der Wahrnehmung entsprechen. Waldenfels spricht hinsichtlich dieser Äquivalenz von einer ontologischen Entsprechung, die aus dem Prinzip der Ambiguität resultiert. So ist das Sprachsystem weder Idee oder Ding, noch Folge bewusster Handlung, sondern es umfängt uns wie die Gestalt als eine allgemeine in der von uns bewohnten Welt. Parallel zur Wahrnehmung befindet sich das Sprechen in einem eigenen Feld, in welchem sich das konkret Gesagte von einem unbestimmten Hintergrund abhebt und eine Gestalt formt. Ohne diesen Hintergrund ist das Sprechen nicht vorstellbar, denn das Zeichen wird nicht aus einem System von Zeichen herausgetrennt, vielmehr findet es nur in Differenzierung von ihm seine Existenz. (vgl. Waldenfels 1980: 149ff.) Nach Merleau-Ponty vollzieht sich die Strukturierungsleistung in der Sprache entlang einer Unterscheidung einer 'gesprochenen Sprache' von einer 'sprechenden Sprache' (PhdW 232) beziehungsweise einer 'parole parlée' von einer 'parole parlante' (Merleau-Ponty 1945: 229). Mit gesprochener Sprache im Sinne von 'Sprache' meint der Philosoph „bereits konstituierte syntaktische und Vokabularsysteme und […] empirisch vorhandene 'Ausdrucksmittel', […] Niederschlag und Sedimentation des *Sprechens*, in dem der noch unformulierte Sinn nicht nur ein Mittel äußerer Bekundung findet, sondern überhaupt erst ein Dasein für sich selbst gewinnt, als Sinn erst eigentlich geschaffen wird“ (PhdW 232). In der sprechenden Sprache, das heißt in konkreten Sprechakten, „begegnet uns die Bedeutungsintention in statu nascendi“ (PhdW 232), sodass unter Bezug auf die gesprochene Sprache, die beim Sprechen stets in einen anderen Kontext integriert wird, neue oder abgewandelte Bedeutungen entstehen. (vgl. Bermes 1998: 99)

An dieser Stelle sei die besondere Funktion der gesprochenen Sprache hervorgehoben vergangene Artikulationen zu sedimentieren und dadurch Worte und Redeweisen zu einem selbstverständlichen und verfügbar gemachten Bestand zu kondensieren. Giuliani-Tagmann

sieht darin eine Analogie zwischen leiblicher und sprachlicher Geste, insofern die sprachliche Artikulation in einer ähnlich engen Verbindung zu den disponiblen Redeweisen und einer Sprachwelt steht wie der gestische Ausdruck zum Wahrnehmungsfeld. Da von einer unwillkürlich geteilten Sprachwelt Ausgang genommen wird, sind das Sprechen und die Intersubjektivität von Anfang an miteinander verquickt, jedoch erst vermittels der Eigenschaft der Sprachwelt als habitualisierte, sedimentierte und verfügbare. Merleau-Ponty schließt daraus: „Ist die Sprache einmal ausgebildet, so erlangt das Wort wie die Geste auf einem gemeinsamen geistigen Untergrund seine Bedeutung“ (PhdW 221). Der inneren Strukturiertheit von Sprache wenig Beachtung schenkend, sieht der Philosoph die Differenzierung herkömmlicher Sinnfiguren als den Ursprung der Bildung neuer Bedeutung. (vgl. Giuliani-Tagmann 1983: 81f.) Diesbezüglich führt Waldenfels die Begrifflichkeit der „Dialektik von Individualität und Sozialität“ (1980: 155) ein, welche aus Merleau-Pontys strukturaler Perspektive auf das Sprechen resultiert und den zirkulären Prozess der Bindung von Sprechakten an gegebene Sprachstrukturen sowie der Menschen an ihre Sprachwelt bezeichnet. Des Weiteren identifiziert Waldenfels eine „Dialektik von Gegenwart und Vergangenheit“ (1980: 153f.), insofern die gesprochene Sprache sich als Sediment und Speicher vergangener Sprechakte erweist, vermöge derer wir Neues erschaffen können. (vgl. Waldenfels 1980: 153ff.) „Nur indem die Sprache den Boden des Noch-nicht-Gesagten und die Horizonte des Noch-zu-Sagenden einbezieht, Gegebenes und Gemeintes miteinander vermittelt, gewinnt sie eine zentrale Stellung. Universale Mitte ist sie nur, indem sie zugleich weniger und mehr ist als sie selbst – Sprache in statu nascendi, die nicht nur um sich selbst kreist, sondern etwas eröffnet.“ (Waldenfels 1980: 158)

Anhand dieser Ausführung wird deutlich, dass sprachliche Artikulationen niemals lediglich leere Hülle für einen konkreten Inhalt sein können oder äußerlicher Ausdruck[10] für einen inneren Gedanken. Handelte es sich bei Worten tatsächlich um Begriffe, so wären wir nicht imstande einander unser Denken zu vermitteln. Erst wenn Worte einen Sinn tragen beziehungsweise ihren Sinn selbst hervorbringen, ist sprachliche Kommunikation realisierbar. Der Worte begriffliche Bedeutung generiert sich dann aufgrund und aus ihrer 'gestischen Bedeutung' (PhdW 214), mit der ein „bestimmtes wie allgemeines emotionales Gebilde“ (PhdW 214) bezeichnet wird. Worte konstituieren sich folglich nicht aus kognitiven

10 Berechtigte Kritik bringt Waldenfels hinsichtlich des Begriffes Ausdruck hervor, welcher zweifelsfrei nicht der Ansicht entspricht, dass es kein Innen gibt, das sekundär nach Außen tritt beziehungsweise kein Innen, das zum Ausdruck gebracht wird. Spricht Merleau-Ponty von 'Ausdruck', so ist die Realisierung von Sinn gemeint und nicht lediglich die Sichtbarmachung von vorhandenem Sinn. (vgl. Waldenfels 2000a: 222)

Vorstellungen, sondern treten als Klanggestalten auf. Wir benötigen kein Wortbild um ein Wort zu kennen und sagen zu können, sondern die Weise seiner Artikulation und seines Klangs, welche eine mögliche Art darstellt den Leib einzusetzen. „Auf eine oder die andere Weise müssen Worte und Sprache nicht bloß Mittel zur Bezeichnung von Gegenständen oder Gedanken, sondern die Weise der Gegenwart des Gedankens selbst in der sinnlichen Welt, nicht nur Umkleidung, sondern Wahrzeichen oder Leib des Denkens sein“ (PhdW 216), führt Merleau-Ponty weiter aus. Sowohl Denken als auch Sprechen weisen stets einen Bezug zum Leib auf, der für Merleau-Ponty das „Vermögen natürlichen Ausdrucks“ (PhdW 215) darstellt. (vgl. PhdW 213ff.)

Kommen wir kurz auf die leibliche Gebärde zurück, welche die Beziehung einer Person zu der von ihr wahrgenommenen Welt bezeugt und in der sich folglich der Person selbst sowie ihren Mitmenschen der intentionale Gehalt verwirklicht. Wenden wir nun den Blick auf die Sprachgebärde, so zeigt sich, dass diese ihrerseits einen immateriellen, nicht jedem/ jeder zugänglichen Bereich indiziert, welcher erst in der Kommunikation eröffnet werden kann (vgl. PhdW 221). Ziehen wir zur Verdeutlichung den Zorn heran: Wird eine Person zornig, so begleiten dieses Empfinden oftmals geballte Fäuste, eine in Falten gelegte Stirn und gerötete Haut. In dieser Gestalt realisiert sich Sinn, das gesamte leibliche Verhalten trägt Bedeutung. (vgl. Waldenfels 2000a: 225f.) Beginnt dieselbe Person nun zu sprechen, wird sie mit hoher Wahrscheinlichkeit ein schnelles Sprechtempo und eine hohe Lautstärke an den Tag legen, wodurch sich wiederum Sinn hervorbringt. Das Befinden der Person artikuliert sich in ihrer Sprechweise. In diesem Zusammenhang führt Waldenfels das Konzept der 'paralinguistischen Körperlichkeit'[11] (Waldenfels 2000a: 232) ein und meint damit die Ganzheit von Elementen der Sprachproduktion und Sprachrezeption, die nicht zum syntaktischen und semantischen Sprachgebrauch gehören. Dies sind etwa Tonfall, Sprechtempo, Intonation, Rhythmus, aber auch Schriftbild und Schreibduktus, welche der Merleau-Ponty'schen Sprachgebärde oder 'geste' (Merleau-Ponty 1945: 226f.) entsprechen. Nach Waldenfels' Erachten kann mittels der paralinguistischen Körperlichkeit Zugang zur Leiblichkeit gefunden werden, was impliziert, dass beim Sprechen nicht lediglich oder nicht vorrangig Inhaltliches eine Rolle spielt, sondern auch Sprachperformatives. (vgl. Waldenfels 2000a: 232f.)

Sprache ist folglich als Geste zu verstehen, insofern sie analog zur leiblichen Geste Existenz

11 Abgesehen von der paralinguistischen Körperlichkeit kennt Waldenfels weiters (vgl. 2000a: 230-236) die 'intralinguistische Körperlichkeit' (im Sinne einer Beteiligung des Körpers beim Sprechen kraft der Stimme), die 'semilinguistische Körperlichkeit' (im Sinne einer sprachlichen Symbolik in der Geste) sowie die 'extralinguistische Körperlichkeit' (im Sinne der Körpersprache durch Gesichtsausdruck, Blick und anderes) als „vier Weisen, in denen der Körper tätig ist, sich am Sprechen beteiligt und dann am Ende selber spricht“ (Waldenfels 2000a: 230).

ausdrücken kann. In der Qualität einer Geste vermag sie wiederum nur vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungswelt aufgefasst werden, auf die sie ihrerseits verweist. Ein Wort kann daher insofern niemals reine Konvention sein, als dass es eine singuläre Erfahrung in sich fasst. Vielmehr sind Worte „je andere Weisen des menschlichen Leibes, die Welt (gleichwie ein Fest) zu begehen und zu erleben" (PhdW 222 zit. nach Good 1998: 200). Daraus ist zu schließen, dass Sprache ein offenes System darstellt, welches sich durch die Vielseitigkeit und Undurchsichtigkeit unserer Existenz kennzeichnet. Der Ursprung der Sprache muss in der emotionalen Gestik gesucht werden, ohne Sprache dabei auf Gefühlsartikulationen zu reduzieren. Denn, so können wir mit Good nochmals festhalten, Emotionen sind die primäre Manifestation der Beziehung einer Person zur Welt und stiften Ausdrucksmöglichkeiten, welche in der Sprache Realisierung finden. (vgl. Good 1998: 200)

Einige Aspekte in Merleau-Pontys Sprachbetrachtungen, vor allem in der *Phänomenologie der Wahrnehmung*, müssen jedoch eingehender Auseinandersetzung unterzogen werden. Im Anschluss an Giuliani-Tagmann lassen sich zwei Kritikpunkte anführen. Erstens ist die Beziehung von gesprochener und sprechender Sprache in negativem Sinn ambig, zumal sie eine nicht näher bestimmte Spanne zwischen Endlichkeit und Universalität eröffnet. Einerseits beinhaltet die gesprochene Sprache zur großen Verwunderung Syntax- und Vokabularsysteme sowie aus der Erfahrung gewonnene Ausdrucksmittel (vgl. PhdW 232 und weiter oben), sodass sie ihrer eigenen Konzeption und jener der sprechenden Sprache widerspricht, in der Merleau-Ponty zufolge realiter Sinn vollzogen wird. Andererseits wird die sprechende Sprache in ihrer Qualität als unablässige Sinngeneratorin nur vage bestimmt als Konkretisierung einer sogenannten ursprünglichen Erfahrung bei Kindern, Verliebten oder PhilosophInnen, nicht aber im Alltag. Dem alltäglichen Sprachgebrauch wird weitgehend der Einsatz der gesprochenen Sprache zugeschrieben. Diese Gleichsetzung von Sprachstrukturen und Ausdrucksmitteln stellt für Giuliani-Tagmann die kritisierte Mischung von Universalität und Endlichkeit dar. Die Problematik liegt nun darin, dass der sprachlich realisierte Sinn zwar Denken und Sprechen zu verschmelzen vermag, jedoch die im Sprechen erzeugte Produktivität nur als ein Sinnüberschuss interpretiert werden kann, für den Merleau-Ponty die Leiblichkeit verantwortlich zeichnet. Giuliani-Tagmann erkennt darin die Schwierigkeit, dass der Sinn in Folge nicht mehr angemessen beschrieben werden kann.

Zweitens moniert Giuliani-Tagmann eine fehlende Kenntnisnahme der Strukturiertheit der gesprochenen Sprache. Während der Philosoph in der *Struktur des Verhaltens* die Strukturen

und die strukturelle Beschaffenheit der Welt in den Vordergrund rückt, sieht er in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* die Erfahrung und Erlebensweisen als konstitutiv für die menschliche Existenz. Als habituell verleiblichte treten Strukturen lediglich am Rande auf. Auch die gesprochene Sprache fasst Merleau-Ponty vornehmlich als durch Habitualisierung angeeignete Sprachkompetenz und lässt somit ihre Eigenstrukturiertheit und ihre potentielle Wirkung auf Sprechakte außen vor. (vgl. Giuliani-Tagmann 1983: 82ff.)

Dieser Kritik ist zweifelsohne beizupflichten, wobei sich gleichzeitig die Frage stellt, wie den genannten Dilemmata zu begegnen ist. Meines Erachtens ist im Fokus auf das Sprechen und auf offene Sprachsysteme ein Vorzug dahingehend zu sehen, dass starre und obsolete Sprachauffassungen zugunsten von sprecherInnenzentrierten aufgebrochen werden können. SprecherInnen schaffen vor dem Hintergrund ihrer biografischen und lebensweltlichen Erfahrungen ein personales sprachliches Gefüge, das gleichzeitig aus existierenden und verfügbaren Redeweisen sowie aus individuellen und momentanen Artikulationen schöpft (vgl. auch Hessenberger 2011: 54). Dieser Idee wird im Konzept des Sprachrepertoires Rechnung getragen.

Des Weiteren vermögen wir im Alltag nicht nur als Kinder, Liebende, PhilosophInnen, sondern als die unterschiedlichsten Identitäten in diversen Kontexten und Rollen mit mannigfaltigen Artikulationsmitteln, die wir unserem Sprachrepertoire entnehmen oder um die wir Letzteres bereichern, zu interagieren. In diesem Zusammenhang wird von languaging gesprochen. Eine gewisse Indeterminiertheit hinsichtlich der Gestalt unseres Sprechens ist also stets gegeben, was einerseits aus der Diversität unserer Persönlichkeiten und Hintergründe, andererseits aus der steten Entwicklung des Sprachrepertoires und des languaging Geschicks resultiert. Dazu werden wir in nachfolgendem Kapitel mehr erfahren, dass sich explizit mit den genannten Sprachkonzepten befasst. Unter Bedachtnahme der Stärken der Merleau-Ponty'schen Sprachphilosophie wird hernach eine kontextsensible und sprecherInnenzentrierte Herangehensweise an das Thema des Sprechens dargelegt.

2.2. SPRACHENREPERTOIRE & LANGUAGING

„Фауст: Руа рео
кио лау
кони фиу
пеу боу
мыс мыс мыс
вам это лучше известно.“
(Charms 2004: 249)

In Anlehnung an Merleau-Pontys Überlegungen setzen wir voraus, dass das gesprochene Wort kein Ausdruck für eine Vorstellung oder für einen dahinter liegenden Sinn darstellt, sondern Realisierung von Sinn. Des Weiteren ruht sinnhafte Artikulation nicht nur auf der semiologischen und syntaktischen Komposition des Gesagten, sondern in hohem Maße auf der Sprachperformanz. Mit der Eröffnung der paralinguistischen Dimension wird der Blick auf die in wissenschaftlichen Untersuchungen häufig hintangestellte[12] Wesenheit des Sprechens frei, welche überdies Einsicht in die leiblichen Aspekte der Erfahrung einer Person bieten kann. Schließlich geht mit der Merleau-Ponty'schen Sprachbetrachtung eine Perspektive auf das Sprachen einher, welche die Erfahrung der einzelnen sprechenden Person in den Mittelpunkt rückt. Im Sprechen „sucht die Existenz aufs neue zu sich selbst zu kommen“ (PhdW 232), jedoch stets und ausschließlich aus einer Sprach- und Kulturwelt heraus, welche sie im Zuge ihrer Verwirklichung wiederum kreiert. In der Folge sind sowohl eine SprecherInnengebundenheit als auch eine Kontextspezifik als substantielle Konstituenten des Sprechens zu betrachten. SprecherInnen kommunizieren weniger vermittels vermeintlich isolierter Spracheinheiten, als dass sie über einen personalen sprachlichen Bestand verfügen, den sie situativ adäquat einsetzen können. Ihr Sprechen variiert mit ihren jeweiligen Rollen und dem Kontext, in dem sie sich konkret befinden, und basiert auf einer kommunikativen Kompetenz sich registerspezifisch beziehungsweise mithilfe diverser Sprachmittel zur Artikulation zu bringen. Im Anschluss an den Linguisten Gumperz lässt sich dieses Sprachkonzept als 'Sprachrepertoire' (vgl. 1964, 1965; schließlich Gumperz/ Hymes 1972) bezeichnen. (vgl. Pütz 2004: 226f.) Sprachrepertoires zeichnen sich durch eine gewisse innere Organisation aus, welche jedoch nicht mit den üblichen deskriptiven Grammatiken korrespondiert. Sie beinhalten ein breites Spektrum an Redeweisen, die kontextuelle und soziale Unterschiede im Sprechen selbst anzeigen und in denen sich der stete Entscheidungsprozess über die Wahl der zur Verfügung stehenden Sprachmittel verdeutlicht. Im Sprachrepertoire finden sich folglich alle für eineN SprecherIn disponiblen und praktikablen Formen sich sprachlich zu verwirklichen, wie zum Beispiel verschiedene

12 Zwar finden paralinguale Elemente in der Linguistik vor allem in der Gesprächs- und Konversationsanalyse starke Beachtung, jedoch widmen sich Letztere primär der Rekonstruktion formaler Regeln und Ordnungsmuster der Gesprächsgestaltung und weniger leiblichen Aspekten (vgl. etwa Kallmeyer/ Schütze 1976; Deppermann 2008; Brinker/ Sager 2010; Henne/ Rehbock 2001). Dahingegen ziehen hermeneutische Verfahren, wie etwa aus der Soziologie (vgl. etwa Lamnek 1988: 193f.; Froschauer/ Lueger 2003: 114ff.), insbesondere die Prosodie von Äußerungen ein, allerdings wird ihnen in der Analyse weniger Relevanz zuteil als in der Konversations- oder Gesprächsanalyse.

personal, sozial, regional, funktional oder situativ angemessene Artikulationen. (vgl. Gumperz 1971: 152) Spreche ich so mit meiner Familie und meinen FreundInnen über mich beschäftigende Angelegenheiten, bevorzuge ich die intimere Umgangsform meiner persönlichen Salzburger und Wiener Nuancierung. Im Unterschied dazu bemühe ich im Austausch mit Studien- und ArbeitskollegInnen über fachliche Problematiken eine gewählte, weithin als Standard akzeptierte Artikulation. Werde ich in derlei Gesprächen nervös, beginne ich höher und kurzatmiger zu sprechen, während ich bei Selbstsicherheit eine mittlere Tonhöhe und eine ruhige Atmung bewahren kann. Habe ich die Absicht eine aufgebrachte Freundin zu beruhigen, versuche ich mit ruhiger Stimme und überlegt besänftigenden Worten auf sie zu wirken, wohingegen ich meine Wut mit lauter Stimme und sogenannten Kraftworten bekunde.

Es zeigt sich, dass die jeweilige Situation und die gewählte Sprachform einander sinnhaft entsprechen, sodass Letztere in funktionaler Bestimmung für die Kommunikation, in symbolischer für die Markierung der Zugehörigkeit sowie in leiblich-affektiver für die Realisierung des leiblichen Befindens verwirklicht wird. In einer konkreten Situation realisieren wir daher mit Rekurs auf ein vielfältiges sprachliches Sediment beziehungsweise auf unsere kulturell geformte und personal modulierte gesprochene Sprache – unser Sprachrepertoire – in unserem Sprechen eine ähnliche, eine abgewandelte oder neue Bedeutung. Wir entwerfen uns auf Basis mannigfach existierender Sprachstrukturen in einem gewissen Stil beziehungsweise in einer habitualisierten Sprechweise zur Welt. Vor diesem Hintergrund sind wir einerseits auf Bedeutungen verwiesen, welche in einer Sozialität aus einer vorangegangenen sprachlichen Sedimentierung erwachsen sind, und andererseits in der Lage Neues zu schaffen. Die erwähnten Dialektiken von Individualität und Sozialität sowie von Gegenwart und Vergangenheit sind daher nicht zu überwinden. Hierin zeigt sich die Ambiguität, welche Merleau-Ponty für die Sprache konstatiert, nochmals deutlich (vgl. Kapitel 2.1.), denn was wir sagen ist weder reine Idee noch Resultat gezielten Tuns. Angesichts des Prinzips der Ambiguität sind wir keine Gefangenen unserer Sprache, sondern treten als ArchitektInnen unseres Sprechens und unser selbst auf.

In Bezug auf das Konzept des Sprachrepertoires streicht der Linguist Blommaert ein Essential hervor, zumal „this [language] repertoire is not tied to any form of 'national' space, and neither to a national, stable regime of language. It is tied to an individual's life and it follows the peculiar biographical trajectory of the speaker." (Blommaert 2008: 16) Nicht an eine Nation oder an eine „nationale" sprachliche Ordnung ist das Sprachrepertoire gebunden, sondern an das Leben einer Person und ihren biografischen Verlauf. An Veränderungen Letzterer

schließen sich allmähliche Umgestaltungen des Sprachrepertoires an, deren Ergebnisse unser Leben gleich einer Autobiografie widerspiegelt. (vgl. Blommaert 2008: 16) Vor diesem Hintergrund gilt es Christs (vgl. 2009: 38) Auffassung des Sprachrepertoires als einen Speicher der Erkenntnisse, des Wissens und der Vorstellungen zu sekundieren. Über ein sprachliches Sediment kultureller und personaler Artikulationen hinaus, beinhaltet das Sprachrepertoire vergangene Erfahrungen, Erinnerungen und Emotionen, welche sich in sprachlicher Form ablagern und wieder aktualisiert oder geändert werden können. Der Historiker Nora (2005) spricht in diesem Zusammenhang von einem 'Ort der Erinnerung' oder 'lieux de mémoire', als welcher das Sprachrepertoire „eine Vergangenheit im Gedächtnis“ (Nora 2005: 160) behält.

Auf Basis von Forschungen im Norwegischen Hemnesberget und im Indischen Khalapur kommt Gumperz zu der Einsicht, dass jegliche Änderung im Sprachrepertoire eine Umgestaltung der sozialen Beziehungen in einer Sprachgemeinschaft impliziert. Damit konstatiert der Linguist einen Zusammenhang von sprachlichen und gesellschaftlichen Prozessen, wobei er die Macht sozialer Faktoren erkennt, auf die Artikulationsweise von Personen zu wirken und umgekehrt. Das Sprechen erweist sich somit nicht nur als ein Handeln, sondern steht als solches darüber hinaus unter einem gewissen Einfluss der Machtverhältnisse in einem konkreten gesellschaftlichen Gefüge. Sprachrepertoires kristallisieren sich in der Folge unter sprachlichen wie auch unter sozialen Gesichtspunkten als relevant heraus. (vgl. Gumperz 1971: 173f.) Schließlich betont Gumperz, dass das von ihm entwickelte Konzept des Sprachrepertoires im Sinne einer wandlungsfähigen sprachlichen Entität einen Bogen zwischen grammatikalischen Systemen und sozialen Gruppen spannt und als ein soziales Phänomen zu betrachten ist, dessen Ursprung stets bei konkreten SprecherInnen liegt. (vgl. Duranti/ Goodwin 1992). Denn insofern sich personale sprachliche Ressourcen aus gleichen wie aus differierenden Sprachformen bilden und in ein Spektrum von sozialen Beziehungen eingebunden sind, ist die unauflösliche Verknüpfung von Gesellschaft und Sprache nicht infrage zu stellen. (vgl. Gumperz 1971: 173f.)

Dank unseres Sprachrepertoires sind wir demnach imstande ein Sprechen im Sinne eines gewandten und kundigen sprachlichen Interagierens in mannigfaltigen Kontexten zu praktizieren (vgl. Phipps 2007: 2). Eine Reihe von AutorInnen verwendet diesbezüglich den Begriff des 'languaging' (vgl. Phipps/ Gonzalez 2004; Phipps 2007, 2009; Pietikäinen et al. 2008; sowie translanguaging bei García 1992, 2009; Garcia et al. 2011), mit welchem sie eine

verleiblichte und engagierte Interaktion mit der Welt meinen (vgl. Phipps 2007: 12). SprecherInnen treten als 'agents' und 'language activists' (Phipps 2007: 12) auf, formen ihre Sprache und lassen sich vice versa durch ihre Sprache formen. Phipps konstatiert sodann, dass „'languagers' use the ways in which they perceive the world to develop new dispositions for poetic action in […] language“ (Phipps 2007: 12). Vor diesem Hintergrund lehnt die Linguistin die Auffassung von Sprache als einen Komplex an Fähigkeiten ab, denn ein solches Kompetenzen-Paradigma resultiert in der Reduktion des Sprechens auf eine sogenannte Sprechleistung in einer vermeintlichen Einzelsprache. (vgl. Phipps 2007: 2)

Eine solche Vorstellung von 'der Sprache' muss als eine aus unterschiedlichen Sprechakten gewonnene Abstraktion identifiziert werden, die den Versuch anstellt, allgemeine Merkmale aus einer Diversität an sprachlichen Realisierungen zu eruieren. Derlei Konstrukt basiert einmal auf den Erfahrungen der KonstrukteurInnen, einmal auf einer unumgänglichen Komplexitätsreduktion, insofern nur ein eingeschränkter Umfang an Daten erfasst werden kann. Entwürfe 'einer Sprache' stellen folglich nur Rudimente der gebräuchlichen Sprachpraktiken dar und nähren sich aufgrund ihres Konstruktionscharakters von subjektiven und politischen Momenten. (vgl. Kremnitz 1994: 10ff.)

Den dargelegten Konzepten des Sprachrepertoires und des languaging, welche eine Wende hin zu einem Fokus auf personale Sprachbestände und -vermögen markieren, unterliegt kein sprachlicher Determinismus, angesichts dessen die Sprechweise einer Person bestimmt wird. Zumal Sprache stets auf sedimentierte Sprachgestalten rekurrieren muss, das Bezeichnete über das Bezeichnende hinausgeht und das Sprechen in der Folge die Sprechintention übersteigt (vgl. Waldenfels 1983: 175; PhdW 229f., 232), zeichnet sich Sprache durch eine gewisse Offenheit und Unbestimmtheit aus.

Der Umstand, dass das Sprachrepertoire aus der Interaktion evolviert, zeugt der Linguistin Busch zufolge von der Dynamik und Versatilität desselben. Sie ordnet das Konzept des Sprachrepertoires einem unter anderem von Jakobson, Bachtin, Gumperz und Hymes verfochtenen Begriff von Sprache zu, in welchem „sprachliche Form nicht als Objekt gesehen wird, sondern als ein sozialer Prozess und eine Praxis, die einen Metakommentar zu ihrer eigenen Produktion hervorbringen“ (Busch 2010b: 60). Das Repertoire darf daher nicht als ein Agglomerat von 'Einzelsprachen' betrachtet werden, welche entsprechend einer konkreten Situation zum Einsatz kommen. Vielmehr handelt es sich um einen heteroglossischen (vgl. Bakhtin 1981; Todorov 1984) Komplex an Stimmen, Diskursen und Codes, welche gemeinsam mit leiblich-affektiven Erfahrungen den konkreten Bereich einer Person für sprachliche Artikulationen schaffen. Ferner konstatiert Busch für sprachliche Dispositionen

eine doppelte Orientierung, die einerseits retrospektiv auf ihre Entstehung und Entfaltung und andererseits prospektiv auf Wünsche und Imaginationen gerichtet ist. (vgl. Busch 2010b: 60)
Das hier präsentierte Konzept von Sprechen in der Qualität eines sprachlichen Interagierens mittels eines personalen Sprachrepertoires steht im Widerspruch zur gängigen Auffassung von Sprache als ein von anderen 'Einzelsprachen' isoliertes grammatikalisches Regelsystem, welches innere Gedanken und Emotionen in Worte kleidet. Ein solcher Sprachbegriff impliziert häufig Annahmen über eine scheinbare Einheit von Kultur und nationaler respektive ethnischer Identität (vgl. etwa de Cillia/ Wodak 2006; Wodak et al. 1998) sowie über eine vermeintliche sprachliche und kulturelle Homogenität (vgl. etwa Wodak et al. 1998; Gumperz 1971), wie im anschließenden Kapitel noch ausführlicher dargelegt wird. Führen wir uns indes vor Augen, dass jedeR Einzelne von uns, die wir vermöge unserer sprachlichen Ressourcen zu einem sinnhaften Agieren in unterschiedlichen Kontexten und Gegebenheiten befähigt sind, als mehrsprachig zu gelten haben, so erweisen sich Vorstellungen einer sprachlichen Einheit und Homogenität nicht nur als obsolet, sondern als unhaltbar. In diesem Zusammenhang weist Gumperz darauf hin, dass zwischen Sprache und Sozialsystem keine isomorphe Beziehung zu konstatieren ist (vgl. Gumperz 1971: 64). Sogenannte 'speech communities' (Gumperz 1971: 64) sind als "any human aggregate characterized by regular and frequent interaction by means of a shared body of verbal signs and set off from similar aggregates by significant differences in language usage" (Gumperz 1972: 219 zit. nach Morgan 2004: 8) aufzufassen. Ungeachtet ihrer Ähnlichkeiten oder Unähnlichkeiten, so Gumperz, formen die sprachlichen Artikulationen einer Gruppe ein System, insofern ihnen ein Set an sozialen Normen und Werten unterliegt. Der Linguist Labov hebt in diesem Zusammenhang hervor, dass sich speech communities weniger durch eine Übereinstimmung im Gebrauch sprachlicher Elemente konstituieren, als durch die Art der Partizipation an einem Komplex an sprachlichen Normen und Werten (vgl. Labov 1972: 121f.). (vgl. Morgan 2004: 8ff.) Keine einigermaßen beständige Personengruppe kann freilich ohne regelmäßige und frequente Kommunikation ihr Bestehen sichern, als Konsequenz aber die sprachliche Interaktion als notwendigerweise monolingual zu markieren, stellt sich als Trugschluss heraus (vgl. Gumperz 1971: 64). Mithin ist es notwendig das Konzept des Multilingualismus zu diskutieren und die konstatierte gesellschaftliche Mehrsprachigkeit der Annahme eines Monolingualismus entgegenzusetzen.

2.3. LEBENSWELTLICHER MULTILINGUALISMUS & HABITUALISIERTER MONOLINGUALISMUS

„[...]И я остави на мира, водата,
и го остави на мира, езика,
und lass mich endlich,
Worte und Grammatik schreiben,
wie ich empfinde."
(Sofronieva 2008: o.A.)

Die bisherigen Ausführungen haben die Erkenntnis gebracht, dass wir in der Eigenschaft als versierte SprecherInnen, die entsprechend des Kontextes und der Situation aus unserem sprachlichen Repertoire schöpfen, mehrsprachig sind. Dabei ist mehrsprachig, wie es der Romanist Lüdi definiert, „wer über ein Repertoire verfügt, das ihn oder sie dazu befähigt, die schriftlichen und/ oder mündlichen kommunikativen Bedürfnisse im Alltag in wechselnden Situationen abwechslungsweise […] zu befriedigen“ (Lüdi 2003: 40). Dafür bedarf es weder der Aneignung von unterschiedlichen Sprachen oder Sprechweisen bereits im Kindesalter, wie vielfach angenommen, noch einheitlicher oder gleichbleibender sprachlich-kommunikativer Praktiken. Mehrsprachigkeit beinhaltet im Gegenteil ein weites Spektrum an Sprachvermögen, sodass wir folgende Formen kennen:

> „[…] frühkindliche vs. späte Mehrsprachigkeit, Mehrsprachigkeit in mehreren Verkehrssprachen vs. Mehrsprachigkeit in Situationen, in welchen sich eine dominierende und eine minorisierte Sprache gegenüberstehen, erwünschte und aufgezwungene Mehrsprachigkeit, ausgeglichene und asymmetrische Kompetenzen, Schriftlichkeit und Schulbildung in einer, mehreren oder allen Sprachen des Repertoires, Mehrsprachigkeit in polyglossischen Situationen vs. individuelle, 'isolierte' Mehrsprachigkeit usw.“ (Lüdi/ Nelde 2004: VIII).

Das mehrsprachige Sprachrepertoire, welches durch Vielfältigkeit und Versatiliät geprägt ist, unterliegt in der Folge keinem Defizitmodell, sondern einer bedürfnisorientierten Konzeption von Sprache. (vgl. Lüdi 2003: 40ff.)

Weltweit erweist sich Multilingualität als die Regel[13], wohingegen Bilingualität als Ausnahme von Mehrsprachigkeit und Monolingualität als „ein Sonderfall, gar eine Behinderung“ (Lüdi/ Nelde 2004: VII) zu verstehen sind. Vor diesem Hintergrund kann im Anschluss an die Erziehungswissenschafterin Gogolin daher auch für Österreich eine 'lebensweltliche

13 Der Linguist Crystal hält fest, dass global betrachtet über 5000 Sprachen gesprochen werden – sofern 'eine Sprache' überhaupt präzise als zählbare Einheit von 'einer anderen' unterschieden werden kann – , wobei etwa 30 Prozent davon in Asien, weitere 30 Prozent in Afrika, 20 Prozent im pazifischen Raum, 15 Prozent auf dem amerikanischen Kontinent und nicht mehr als 3 Prozent in Europa praktiziert werden (vgl. Crystal 1987: 360).

Mehrsprachigkeit' (Gogolin 1988) proklamiert werden. Darüber hinaus muss nicht nur hinsichtlich unserer Lebenswelt, sondern auch hinsichtlich der Wissenschaften eine Multilingualität im Sinne eines unabdinglichen mehrsprachigen Fonds vorausgesetzt werden. Eine phänomenologische Perspektive, wie die hier in Anschluss an Merleau-Ponty Etablierte, oder auch jene der Anthropologischen Linguistik Gumperz' und Hymes' schenken der multilingualen Sprachrealität die verdiente Aufmerksamkeit. Linguisten, wie beispielsweise Grosjean (vgl. 1985), Lüdi und Py (vgl. 1984) oder Siguán (vgl. 1987) ist es gelungen ein polylektales beziehungsweise plurilinguales Konzept von Sprache einzusetzen (vgl. Lüdi 2003: 39). Angesichts dessen schlägt die Linguistin Franceschini eine 'Linguistik der Potentialität' (2003) vor, womit sie sich befleißigt die Auffassung unserer multilingualen Existenz aus der Peripherie in das Zentrum wissenschaftlicher Untersuchungen und Betrachtungen zu manövrieren. Der Linguistik der Potentialität wird die Aufgabe zuteil die Mehrsprachigkeit aus der Illusion zu befreien, lediglich ein Charakteristikum von Randgruppen zu sein. (vgl. Franceschini 2003: 248f.) Die Stärke Franceschinis Zugangs liegt sodann darin die funktionale und soziale Relevanz der diversen Elemente eines personalen Sprachrepertoires erkennen und Einsicht in Sprachpraktiken und ihre sozialen Kontexte erhalten zu können.

Wie erwähnt existiert konträr zu dem hier elaborierten Ansatz eines lebensweltlichen Multilingualismus die Überzeugung darüber, dass eine 'Monolingualität' das natürliche Fundament unserer Sprachpraktiken sei. Mit dieser Ansicht sind – wie mit jedem Sprachmodell – diverse kulturelle Vorstellungen und Annahmen hinsichtlich sprachlicher Praktiken verbunden, welche Letztere und ihre Ausführenden bezeichnen, kategorisieren und bewerten. Diese implizit wie auch explizit wirkenden Ideen über Sprache und Sprechen sind dem Erachten einiger AutorInnen nach (vgl. unter anderem Gal 2006; Kroskrity et al. 1992; Woolard/ Schieffelin 1994; Schieffelin et al. 1998) sogenannte 'Sprachideologien'. Im Allgemeinen wird mit dem Begriff der Ideologie ein Set an Vorstellungen und Konzepten bezüglich dem Wesen von Menschen und der Gesellschaft zum einen und der Art und Weise der Gestaltung des Lebens zum anderen bezeichnet. Mit Ideologien wird der Versuch unternommen bestehende Sozietäten zu erklären sowie zu strukturieren, sodass Erstere als äußerst strukturierte Komplexe von Konzeptionen und Vorstellungen (etwa Kommunismus oder Kapitalismus) auftreten können. Darüber hinaus geben sie sowohl Gefühle und Vorurteile bezüglich Macht, Politik und sozialer Ordnung wider als auch moralische

Ansichten und Bewertungen. (vgl. Slatterly 2003: 131) Im Anschluss an Marx erachtet der Soziologe Scherr Ideologien als Rechtfertigungsdogmata, in der Funktion welcher sie insofern Konstituenten von Macht- und Herrschaftsverhältnissen sind, als dass sie Machtasymmetrien und soziale Ungleichheiten zu Zeichen unveränderlicher Differenzen zwischen sozialen Klassen, Geschlechtern, Kulturen und anderem verharmlosen und infolgedessen die Legitimierung und Stabilisierung von Machtbeziehungen fördern (vgl. Scherr 2006: 114). Sprachideologien im Besonderen erweisen sich sodann als ein System von Auffassungen über das Verhältnis zwischen einer konkreten Sozietät und Sprache, das stets von moralischen und politischen Interessen von sozialen Gruppen begleitet ist (vgl. Irvine 1989: 255; Silverstein 1979: 193). Aufgrund der Mannigfaltigkeit möglicher Distinktionen von Personen, wie Geschlecht, Alter, Schicht, Religion et cetera gestalten sich Sprachideologien auf vielfältige Weise, da jede einzelne Merkmalskonstellation je eigene Implikationen auf Konzepte von Sprache und Sprechen haben. (vgl. Kroskrity 2000: 5-12)

Sprachideologien, wie wir sie kennen, beginnen mit der Annahme von Einzelsprachen, die einander in gewissem Grade ähnlich sind, in manchen Fällen über regionale, gewiss aber über soziale Varietäten und einen Standard mit festgelegten grammatikalischen und syntaktischen Regeln sowie lexikalischen und phonetischen Normen verfügen. Daran sind Erwartungen an ein korrektes und normkonformes Sprechen geknüpft, das keine Mischung 'einzelner Sprachen' begrüßt. Stattdessen gilt das Ideal einer 'reinen und in sich homogenen' Sprache (vgl. beispielsweise Gogolin 2003: 62ff.), die in dieser Qualität zu einem zählbaren Gut, zu unserem Besitz und zum Objekt unserer Kontrolle gerät. Als Sprache werden schließlich nur Sprechweisen akzeptiert, die eine standardisierte und geregelte Form der Verschriftlichung und ein Schrifttum kennen respektive eine innere Homogenität sowie kulturelle und historische Gewachsenheit.

Des Weiteren erstrecken sich Sprachideologien auf die Vorstellung einer expressiven Authentizität, mit welcher Haltungen, Überzeugungen und Wesensarten einer konkreten speech community erfasst sein sollen. Das heißt, Sprechweisen oder gar 'Sprachen' werden zur sozialen Kennzeichnung und Differenzierung von SprecherInnen und ganzen SprecherInnengruppen herangezogen. Auf diese Weise ist die Möglichkeit geboten die sprachlichen Praktiken einer Gruppe hervorzuheben, während jene anderer Gruppen, wie etwa diverser Minderheiten, in den Hintergrund gedrängt werden. Nicht selten werden Meinungen dahingehend geäußert, dass sozialen Gruppen wegen ihrer angenommenen internen sprachlichen Homogenität und Unterschiedlichkeit zu anderen Gemeinschaften ein eigener geografischer Raum und/ oder politische Autonomie gewährt werden soll. An dieser Stelle

zeichnet sich die politische Dimension von Sprachideologien klar ab, in der Fragen von Macht und Herrschaft schwer zum Tragen kommen. Die Anthropologin und Linguistin Gal (2006: 15) betont, dass derlei Annahmen über Sprache und damit zusammenhängende soziale Verhältnisse die Bezeichnung Ideologie verdienen, da „it [Ideologie; Anmerkg. LH] takes a perspective on the empirical world, erasing phenomena that do not fit its point of view; ideology too because it is linked to political positions“. (vgl. Gal 2006: 13ff.)

Die vorgestellten Annahmen von Sprache und Sprechen geben lediglich einen geringen Teil einer beträchtlichen Menge an Sprachideologien wieder, die großteils in einem monolingualen Verständnis wurzeln sowie täglich auf uns Einfluss nehmen und von uns dienstbar gemacht werden. Werden Sprachideologien jedoch einer eingehenden Analyse unterzogen, so erweisen sie sich sowohl fern jeglicher Wirklichkeit, als auch unhaltbar hinsichtlich politischer Auffassungen einer Homologie von Staat, Nation und Sprache. Eine genuine Übereinstimmung dieser Art hat weder in Europa noch in einem anderen Teil unseres Planeten Erde je existiert. Dahingegen haben wir es mit historischen Konstrukten zu tun, deren Aufkommen in die Französische Revolution und die Entstehung der ersten modernen Nationalstaaten datiert (vgl. Lüdi 2003: 39f.; Gal 2006: 14f.) sowie in vielgestaltigen Auswüchsen bis heute anhält. Die Auffassung einer monolingualen Sprachwelt, die sich kraft der dargelegten und zahlreichen weiteren impliziten und expliziten Sprachideologien formt, gleicht sodann einer 'Hegemonie des Homogenen', wie es Derrida (1997: 28) formuliert. Des Weiteren kann aufgrund des breiten Spektrums, der weiten Verbreitung und der hohen Akzeptanz von monolingualen Einstellungen eine monolinguale Habitualisierung konstatiert werden, auf Grundlage derer wir unser Verhalten entwerfen und vollziehen. In diesem Zusammenhang hat Gogolin im Jahre 1994 den Begriff des 'monolingualen Habitus' (2008) vorgestellt, welcher das Personal schulischer Institutionen nationalstaatlicher Ausrichtung in ihrer Tätigkeit maßgeblich formt. Das Habitus-Konzept nach Gogolin ist eine „Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkmatrix“ (Gogolin 2008: 31) und ein „intrinsisches Merkmal des klassischen Nationalstaats“ (Gogolin/ Kroon 2000: 9), welches einen Monolingualismus zur Gesetzmäßigkeit erklärt. (vgl. Gogolin/ Kroon 2000: 9) Die Erziehungswissenschafterin nimmt dabei Bezug auf den Soziologen Bourdieu, welcher den Habitus als die inkorporierten Haltungen, Dispositionen, Gewohnheiten, Einstellungen und Wertvorstellungen einer Person in ihrer sozialen Welt betrachtet, vermöge derer sie an sozialen Praktiken teil hat und imstande ist eben diese hervorzubringen (vgl. Fuchs-Heinritz/

König 2005: 113ff.). Bourdieus Habitus-Begriff ist in elementarer Weise an die Soziallage einer Person gebunden (vgl. Fuchs-Heinritz/ König 2005: 115), der Gogolin in der Bindung eines habitualisierten monolingualen Gebarens an den Berufsstand der Lehrer und Lehrerinnen (vgl. Gogolin 2008: 31f.) Rechnung trägt. Im Unterschied dazu wird in der vorliegenden Arbeit Merleau-Ponty folgend die monolinguale Habitualisierung vom habituellen Zur-Welt-sein abgeleitet (vgl. Kapitel 1.1., 1.2.2.). Die soziale Lage und die materiellen Umstände sind dabei von untergeordneter Bedeutung um die monolinguale Habitualisierung einer Sozietät zu erklären. In erster Linie begründet die Inkorporierung von Sprachideologien als habituelles Wissen unser monolingual ausgerichtetes sprachliches Verhalten. In Letzterem findet das Sprechen und die ihm zugrunde liegenden Annahmen wiederum solange Realisierung bis wir der Habitualisierung entsteigen beziehungsweise sie modulieren.

Diese Dynamik lässt sich deutlich in den Erzählungen der Befragten der vorliegenden Untersuchung erkennen. Zu einem gewissen Ausmaß gestalten Sprachideologien ihr Selbstverständnis als Sprecher und Sprecherinnen sowie ihr Verständnis von Sprachlichkeit in ihrer Lebenswelt. Die Intensität der sprachbezogenen Ideologien steht dabei in Abhängigkeit von den unterschiedlichen Kontexten und Situationen, in die SprecherInnen kommen. Zum Beispiel scheinen sich Erwartungen an das Sprechen einer Person in schulischen oder universitären Kontexten, in denen Sprachkenntnisse erworben werden sollen, stärker an die Vorstellung einer grammatikalischen, lexikalischen und phonetischen Korrektheit zu knüpfen sowie Abweichungen davon als 'Fehler' oder 'Mängel' gewertet zu werden, als dies etwa in einer von einer Befragten so bezeichneten 'language bubble' eines multilingualen Arbeitsumfeldes der Fall ist. Je nach der Sprachlichkeit der Interagierenden und ihrem Interaktionsziel erweisen sich Sprachideologien als mehr oder weniger bedeutend und tragen in unterschiedlichem Maße dazu bei, die Interaktion mit Normen, Werten und Idealen zu strukturieren. (vgl. Hessenberger 2011: 63)

Die monolinguale Habitualisierung zeitigt ihre Wirkung nicht nur auf der leiblichen-affektiven Ebene, sondern auch, wie bereits angesprochen, auf einer politischen. Auf Letzterer werden sodann national-monolinguale Tendenzen evident, die lediglich oberflächlich den Anschein der Diversität erhalten können. So dokumentieren sozialwissenschaftliche Umfragen in Österreich zwar wiederholt hohe Zustimmungsraten zu dem Konzept der Staats- beziehungsweise Konsensualnation[14], doch zeichnet der halböffentliche und quasiprivate

14 Der Befragung von Fessel-GfK zur 'Österreichischen Identität' aus dem Jahre 2004 (vgl. Fessel-GfK 2004: 13 zit. nach de Cillia/ Wodak 2006: 72f.) zufolge stimmen 83 Prozent der Befragten der Behauptung zu „Eine Nation beruht auf Zustimmung der Menschen zu dem Staat, in dem sie leben; auch wenn diese Menschen

Diskurs ein anderes Bild. Ein Arbeitskollektiv von LinguistInnen (vgl. Wodak et al. 1998; Wodak et al. 2009; de Cillia/ Wodak 2006, 2009) veranschaulichte in diskursanalytischen Studien den hohen Stellenwert kultureller und sprachlicher Elemente für eine sogenannte österreichische Identität. Einer gemeinsamen Sprache wird sodann die Funktion zuteil sich aus der Perspektive einer 'Mehrheitsgesellschaft' innerhalb Österreichs gegenüber alten und neuen Minderheiten abzugrenzen, wie dies etwa der FPÖ-Slogan „Deutsch statt 'Nix verstehn'" illustriert. Darüber hinaus fungiert ein als spezifisch österreichisch aufgefasstes Deutsch zur Distanzierung von Deutschland, wie klar aus den Kampagnen vor der EU-Abstimmung der Art „Marmelade wird nicht Konfitüre heißen, Topfengolatsche nicht Sahnetörtchen und die Burenwurst nicht Bockwurst" (de Cillia/ Wodak 2006: 78) hervorgeht. (vgl. de Cillia/ Wodak 2006: 72ff.) Die StudienautorInnen konstatierten für die Befragten ferner eine fehlende Wahrnehmung der eigenen oder der Mehrsprachigkeit alter oder neuer Minderheiten, was sich in effectu im Konflikt um die zweisprachigen Ortstafeln in Kärnten oder in der späten Anerkennung im Jahre 2005 und den vagen gesetzlichen Bestimmungen (vgl. B-VG, Artikel 8 (3)) über die Österreichische Gebärdensprache ausdrückt. Lediglich Angehörige sprachlicher Minderheiten nehmen in halböffentlichen und quasiprivaten Gesprächen Stellung zur eigenen Multilingualität. Von 'einsprachigen' SprecherInnen wird dahingegen von einer Angst im Kontakt mit Anderssprachigkeit erzählt, welche aus der Sorge resultiert, ausgenutzt oder nicht verstanden zu werden. (vgl. de Cillia/ Wodak 2006: 78ff.) Schließlich stellen die LinguistInnen für Österreich einen sprachnational(istisch)[15] geprägten öffentlichen Diskurs fest, welcher sich mit der Koalitionsbildung von ÖVP und FPÖ im Jahre 1999 intensivierte, die Aufnahme einer 'Ausländerfrage' in die Tagespolitik sowie die Thematisierung von Anderssprachigkeit als Bedrohung legitimierte (vgl. de Cillia 2010: 42f.).

verschiedene Sprachen sprechen wie z.B. in der Schweiz", wohingegen lediglich 15 Prozent die Aussage „Eine Nation beruht auf der gemeinsamen Sprache, egal, ob die Menschen, die diese Sprache sprechen in einem oder in mehreren Staaten leben" bestätigen. Fragestellungen, die relativ deutlich die Idee einer großdeutschen Sprachnation implizieren, eignen sich allerdings kaum dafür eine dem offiziellen Selbstverständnis der Zweiten Republik zuwiderlaufende Einstellung zu erheben. (vgl. de Cillia/ Wodak 2006: 72ff.)

15 Unter Nationen verstehen de Cillia und KoautorInnen die so genannten 'imagined communities' Andersons (1988: 15ff.) und in diesem Sinne 'mentale Konstrukte' (de Cillia 2010: 34). Nationen existieren folglich weniger real als in unseren Praktiken als souveräne und begrenzte Entitäten und liefern eine diskursiv generierte 'nationale Identität'. Mit Letzteren ist ein Komplex von geteilten Wahrnehmungsmustern, Vorstellungen, Emotions- und Verhaltensdispositionen bezeichnet, welcher in einer in Institutionen, Politik, Sport, Medien und Alltag vorangetriebenen nationalen Sozialisierung wurzelt. (vgl. de Cillia 2010: 34) Nationalstaaten liegen, notabene, keine vormodernen Ethnien oder einheitlichen Sprachen zugrunde. Vielmehr sind Nationen, wie Gellner betont (vgl. 1991, 1995), durch Nationalismen bedingt, und nicht umgekehrt, Nationalismen durch Nationen. (vgl. Wodak et al. 1998: 29f.)

Die bisherigen Ausführungen zeigen, dass sich zwischen nationalen und einsprachigen Ansprüchen, Annahmen und Erwartungen und einer diversifizierten mehrsprachigen Wirklichkeit ein Spannungsfeld entfaltet, das zu gleichen Maßen politische wie persönliche Momente einschließt. In einem monolingual habitualisierten Umfeld, dem von monolingual ausgerichteten Werten, Normen und Idealen sowie monolingual habitualisiertem Sprachverhalten Gestalt gegeben wird, gerät Multilingualität nicht nur in die Peripherie, sondern erfährt oftmals eine Stigmatisierung. Im Kontext dieser Dynamiken stellt sich die zentrale Frage, wie mehrsprachige Personen Sprache und Sprechen in einem Spannungsfeld habitualisierter Monolingualität und lebensweltlicher Multilingualität leiblich-affektiv erleben.

ZUSAMMENFASSEND

Im Anschluss an Merleau-Pontys Sprachphilosophie werden Worte als Mittel des leiblichen Vermögens in der Sprachwelt betrachtet. Wir drücken nicht Gedachtes aus, sondern bringen unser Denken erst in den jeweiligen Sprachformen hervor, sodass sich das Sprechen als Manifestation unseres Zur-Welt-seins erweist. Rekurrierend auf unser Sprachrepertoire als ein sprachliches Sediment habitueller Redeweisen gestalten wir unser Sprechen je nach Situation und Kontext, sodass wir als versierte language activists auftreten. Unsere Sprachpraxis stellt ein languaging im Sinne einer vielseitigen, verleiblichten und engagierten Interaktion mit der Welt dar. In ihm sind wir aber auch immer mit der Welt verwoben und beziehen uns auf ihr sprachliches Wissen. Demgemäß bewähren wir uns als sprachvermögende und multilinguale Akteure und Akteurinnen. Multilingualität anbelangt sowohl die Mikroebene als auch die Makroebene, wobei diese in einer unauflösbaren Wechselbeziehung stehen. Wider einen lebensweltlichen Multilingualismus bestehen implizite wie explizite Annahmen über einen Monolingualismus, der seine Ordnung mittels diverser Sprachideologien herzustellen versucht. Monolinguale Normen, Werte, Ideale und Erwartungen sind tief in das sprachliche, politische und personale Verständnis eingedrungen und bilden als eine monolinguale Habitualisierung einen Gegenpol zur gelebten Mehrsprachigkeit.

3. ZUM EMPIRISCHEN VORGEHEN

„Die Welt ist das, was wir wahrnehmen."
(PhdW 13)

Eine phänomenologische Herangehensweise nimmt sich stets dem *Wie* eines Wahrnehmungsgegenstandes an. Die Suche nach einer vermeintlich tatsächlichen Beschaffenheit eines Gegenstandes wird außen vor gelassen, stattdessen nehmen sich PhänomenologInnen der Dinge in der Art an, wie sie sich den Wahrnehmenden darbieten. Als Phänomen wird sodann das Wahrgenommene definiert, wie es der jeweiligen wahrnehmenden Person erscheint. (vgl. Stoller 1995: 46f.) Demgemäß können Forschende nicht der verständlichen Beschreibung des alltäglichen Lebens in seinen konstituierenden Zusammenhängen entbehren, wenn sie eine Theorie über ein sie interessierendes Phänomen entwerfen wollen. (vgl. Luckmann 1999: 198f.) Darüber hinaus besteht das Ziel phänomenologischer Erkenntnisstrategien darin das soziale Leben auf Ebene der Sinnproduktion zu erforschen (vgl. Kröll 2009: 50). Soll das leiblich-affektive Erleben von Sprache untersucht werden, so gilt es sich den Erfahrungen der Betroffenen zuzuwenden. Wie wir sehen werden, kristallisieren sich unter Einsatz der geeigneten methodischen Mittel aus dem personalen Erleben von Sprache und Sprechen konkrete leiblich-affektive Erfahrensweisen beziehungsweise Gefühle heraus, in und mit denen Menschen in sinnhaft-sinnvoller Weise ihren Bezug zur Welt herstellen und diese erleben. Vor diesem Hintergrund ist das dritte Kapitel dem methodischen Vorgehen bei der Ergründung des leiblichen Spracherlebens im Zuge einer empirischen Forschung im Jahre 2011 gewidmet, welche bereits in Form eines ersten methodischen Konzeptes in der Masterarbeit am Institut für Soziologie der Universität Wien dargestellt wurde (vgl. Hessenberger 2011). Auf nachfolgenden Seiten wird aus Gründen der Nachvollziehbarkeit und Transparenz das Vorgehen bei Erhebung und Auswertung der Untersuchung sowie die Eigenschaften der Befragten präsentiert.

3.1. DER FORSCHUNGSPROZESS

Der Forschungsprozess gliederte sich in sieben Phasen (vgl. Abbildung 1). In einem ersten Schritt wurden Basisentscheidungen hinsichtlich des Themas im Allgemeinen, dem

Erkenntnisinteresse, der Art der Forschung und der methodologischen Positionierung getroffen. Eine umfangreiche Literaturrecherche und -erarbeitung wurde vorgenommen um eine profunde Basis für das weitere Vorgehen zu etablieren.

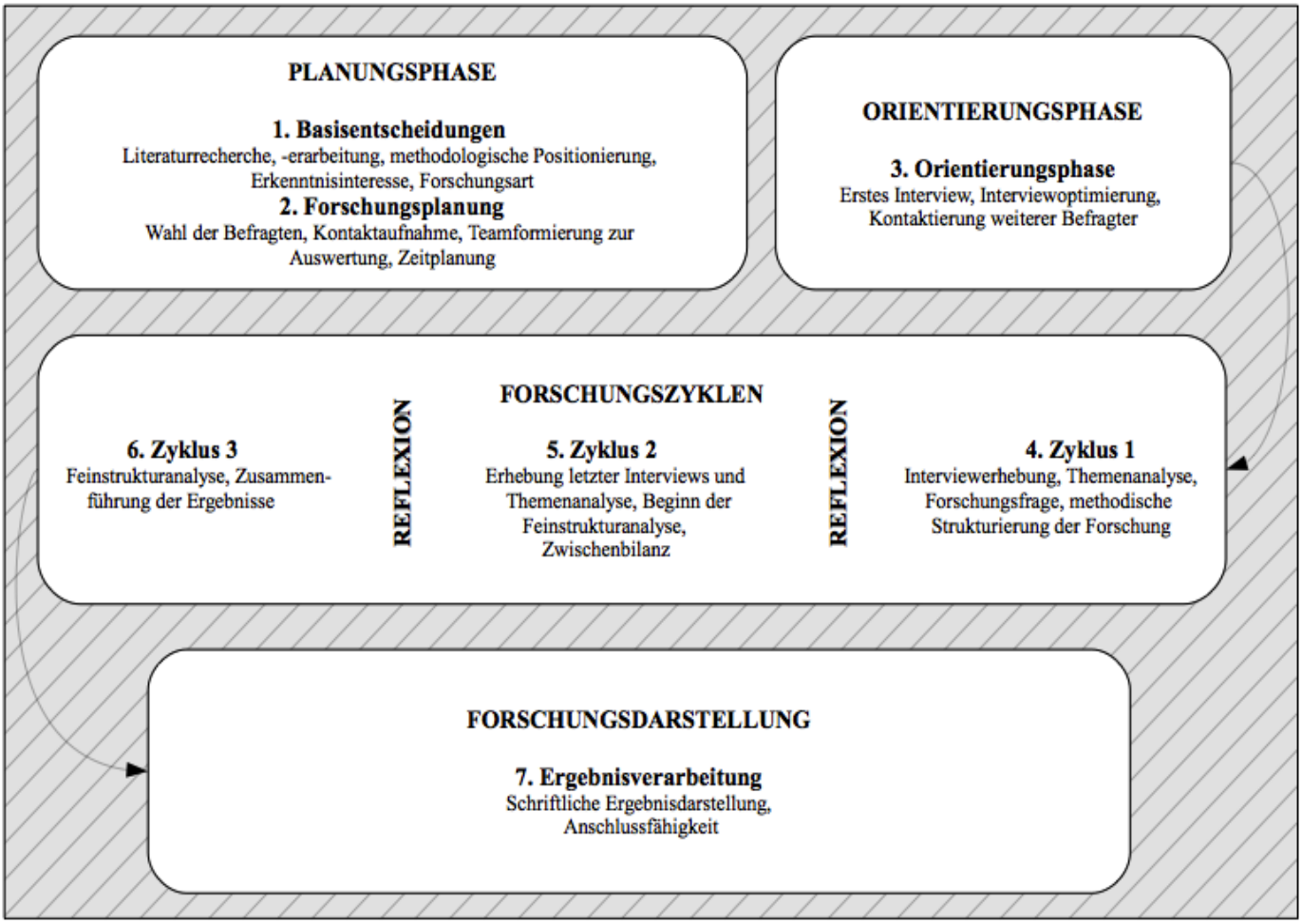

Abbildung 1: Die sieben Phasen des Forschungsprozesses (vgl. Froschauer/ Lueger 2003, 2009; Hessenberger 2011: 69)

In einem zweiten Schritt erfolgte eine detaillierte Forschungsplanung. Entscheidungen über notwendige Eigenschaften der Befragten wurden gefällt um in Anschluss ersten Kontakt mit diesen aufzunehmen. Wesentlich war des Weiteren die frühe Formierung eines potentiellen Auswertungsteams, kraft dessen eine eingehende und reliable Auswertung garantiert werden konnte. Ein variierendes Forscherinnenteam aus Kolleginnen (zum Team vgl. Kapitel 3.4.) wurde organisiert, das sich im Laufe des Sommers 2011 wiederholt zum Zwecke gegenseitiger Unterstützung bei Masterarbeitsprojekten zusammenfand. Vor dem Hintergrund der zeitlichen Verfügbarkeit der Kolleginnen und meiner selbst wurde die Zeitplanung für die nachfolgenden Monate bis zum Abschluss der Arbeit vorgenommen.

Die dritte Phase diente der Orientierung im Feld, welche die Testung des Feldzugangs und der Erhebungsmethode implizierte. Ein erstes Interview wurde geführt, auf Basis dessen

Adaptionen hinsichtlich des Intervieweinstiegs und eine Präzisierung der Fragestellungen vorgenommen wurden. Zumal sich die Methode prinzipiell als geeignet erwies, wurden weitere Befragte kontaktiert und Interviewtermine vereinbart. Diese Vorbereitungen legten den Grundstein für die konkrete Forschung, welche in mehreren Zyklen vorgenommen wurde. (vgl. Hessenberger 2011: 68) Ein zyklischer Forschungsprozess ermöglicht, erstens, die Verknüpfung von Erhebung und Interpretation, zweitens, die kontinuierliche Reflexion inhaltlicher, methodischer und persönlicher Belange, drittens, die methodische Flexibilität in Erhebung und Auswertung, viertens, die fortlaufende Prüfung und Adaption der vorläufigen Ergebnisse und, fünftens, das Erbringen von Zwischenbilanzen um einen kontrollierten Modus Procedendi zu gewährleisten. (vgl. Froschauer/ Lueger 2003: 28)

Im vierten Schritt, der gleichzeitig den ersten Forschungszyklus darstellte, wurden weitere sieben Interviews zu dem ersten bereits erfolgten Gespräch geführt und jene sechs der nun insgesamt acht Interviews, in denen eine ausführliche und tiefe Erzählung zum Spracherleben angestellt wurde, nach der Transkription einer Themenanalyse unterzogen. Auf Basis des erhobenen Materials beziehungsweise der Erkenntnisse aus der Themenanalyse wurde die Forschungsfrage präzisiert und festgelegt. Hieraus konnte wiederum das weitere Vorgehen hinsichtlich der Auswertung der Interviews näher vorgesehen werden. Im Anschluss an diese für die Forschung essentielle Phase erfolgte eine Reflexion des bisherigen Vorgehens sowie der erhobenen Daten und Zwischenbilanzen und eine Präsentation des Forschungsstandes vor Betreuungspersonal und KollegInnen.

In einem fünften Schritt beziehungsweise zweiten Zyklus wurden die drei letzten Interviews geführt sowie die thematische Analyse zweier Gespräche, gefolgt von einer Feinanalyse ausgewählter Sequenzen aus acht Interviews vorgenommen. In der Folge wurden jeweils Zwischenergebnisse notiert und Konsequenzen für das weitere Vorgehen gezogen. Diese stellten die Grundlage für die sechste Phase oder den dritten Zyklus, welcher sich der Feinanalyse der verbliebenen Interviewsequenzen sowie der anschließenden Zusammenführung der Ergebnisse widmete. In der siebten und letzten Phase wurden schließlich die Erkenntnisse verschriftlicht, wobei versucht wurde das Prinzip der Anschlussfähigkeit einzuhalten. (vgl. Hessenberger 2011: 69f.) Wie erwähnt, fanden die theoretischen und methodischen Aspekte des leiblichen Empfindens eine eingehende Darstellung in der Masterarbeit am Institut für Soziologie der Universität Wien. Die vorliegende Arbeit präsentiert über die genannten Aspekte hinaus die Aufschlüsse, welche in

der empirischen Forschung zum leiblichen Spracherleben in einem monolingual habitualisierten Feld gewonnen werden konnten.

3.2. DIE BEFRAGTEN

Für die vorliegende Arbeit wurden von April 2011 bis Juli 2011 elf Interviews mit zehn InterviewpartnerInnen geführt. Die Kontaktaufnahme erfolgte über bestehende Netzwerke sowie in weiterer Folge über die Netzwerke der befragten Personen, welche Bekannte, Freunde oder Freundinnen mit dem gesuchten Profil für Interviews vorschlugen. Allgemein ist vorauszusetzen, dass wir alle in unserem Leben bereits Erfahrungen mit Sprache gemacht haben und wir des Weiteren, wie die theoretischen Anschauungen nahelegen (vgl. Kapitel 2.1., 2.2.), mehrsprachig sind, insofern wir zu einem mannigsprachigen languaging begabt sind. Aus diesem Grund wäre jede und jeder von uns einE interessanteR InterviewpartnerIn. Die notwendige Einschränkung für die Auswahl der InterviewpartnerInnen wurde schließlich entlang von biografischen und sozialen Kriterien vollzogen, welche eine intensivere oder häufigere Berührung beziehungsweise Auseinandersetzung von potentiellen Befragten mit der Thematik Sprache versprechen. Sprache und Sprechen sollten eine wesentliche Rolle im Leben der Befragten spielen beziehungsweise einen hohen Stellenwert in ihrer Lebenswelt inne haben. Aus diesem Grund wurden Personen als InterviewpartnerInnen gewählt, welche sich eine Existenz in Wien aufgebaut haben und im alltagssprachlichen Sinne mehrsprachig aufgewachsen sind, sprich seit Kindheit oder Jugend mindestens eine zweite Sprache oder gar weitere sprechen. (vgl. Hessenberger 2011: 70) Mit diesem Kriterium ist in vielen der untersuchten Fälle eine eigene oder eine Migrationserfahrung mindestens eines Elternteiles verknüpft. So erzählen vier Befragte, dass sie mit ihren Eltern im Alter von bis sechs Jahren nach Österreich migriert sind, bis zur Einschulung die Sprachen der Eltern gesprochen haben und erst in der Schule in intensiven Kontakt mit Deutsch traten. Drei der befragten Personen gaben an aus eigener Initiative heraus als Jugendliche oder Erwachsene nach Österreich gekommen zu sein. Die anderen drei InterviewpartnerInnen wuchsen als Kinder mit Eltern mit Migrationserfahrung mehrsprachig auf, setzten eine multilinguale Bildung, welche sowohl die in der Kindheit erworbenen als auch weitere Sprachen umfasste, in Schulen oder Kursen fort und leben, wie sie erläutern, bis zum Zeitpunkt des Gesprächs in einer multilingualen und transnationalen Lebenswelt mit Lebensmittelpunkt in Wien.

Aus den Erzählungen der Befragten geht das oben dargelegte Spannungsfeld zwischen einem lebensweltlichen Multilingualismus und einem habitualisierten Monolingualismus insofern

deutlich hervor, als dass ihre Lebenswelt zwischen den beiden Polen dieses Feldes angesiedelt ist. Der leiblich-affektive Weltbezug beziehungsweise die Gefühle, die im Zusammenhang mit Sprache und Sprechen erfahren werden, sind vor dem Hintergrund dieses Spannungsfeldes zu sehen, das zu einem wesentlichen Ausmaß bestimmt, wie Sprache erlebt wird. Nur unter Bedachtnahme der Einbettung des leiblich-affektiven Spracherlebens in ein Spannungsfeld von lebensweltlicher Multilingualität und habitualisierter Monolingualität können die Gefühle, welche die Befragten artikulieren, verstanden werden.

Die methodischen Überlegungen erfolgten schließlich dahingehend, eine hohe Divergenz der Befragten hinsichtlich Alter, Geschlecht, durchlaufener Ausbildung und Sprachrepertoire zu erreichen um weitestgehend alle Faktoren, welche möglicherweise Einfluss auf das leibliche Spracherleben ausüben, zu berücksichtigen. Damit sollte ein breites Spektrum an allen denkbaren Erfahrungskontexten für das leibliche Erleben abgedeckt werden, ohne freilich eine Aussage auf eine Grundgesamtheit machen zu wollen. (vgl. Hessenberger 2011: 71) So wurden insgesamt je fünf Männer und fünf Frauen um Darlegungen ihres Spracherlebens gebeten. Sechs Personen aus zehn haben ein Studium absolviert beziehungsweise finden sich noch in akademischer Ausbildung. Zur Zeit des Interviews sind alle Befragten entweder arbeitstätig oder in Ausbildung. Vier der Befragten sind zwischen 1980 und 1989, fünf zwischen 1970 und 1979 und eine Person in den 1960er Jahren geboren. Schließlich sind zwei Personen in der Türkei geboren, weitere zwei im ehemaligen Jugoslavien, jeweils eine Person in der Ukraine und Moldavien, drei Personen in Österreich und eine in Italien.

3.3. DIE ERHEBUNGSMETHODEN

Wie aus den theoretischen Erörterungen hervorging (vgl. Kapitel 2.1.; Waldenfels 2000a: 232f.), manifestiert sich das leibliche Erfahren im Sprechen respektive in den paralingualen Mitteln, wie Lautstärke, Stimmhöhe, Stimmqualität et cetera. „Wie ein Subtext zum gesprochenen Wort, das Sinn zum Verständnis präsentiert, bestehen diese Formen als Realisierung von Sinn“ (Hessenberger 2011: 72). Sie drücken keine Befindlichkeit eines persönlichen Innen für ein allgemeines Außen aus, sondern verkörpern selbst Sinn (vgl. Waldenfels 2000a: 224). Mit Augenmerk auf die paralinguistische Körperlichkeit und mittels adäquater empirischer Verfahren kann schließlich Aufschluss über das Erleben von Sprache in einem Spannungsfeld von Monolingualität und Multilingualität gegeben werden.

Interviews sowie ihre detaillierte Transkription erweisen sich in diesem Zusammenhang als

der geeignete Zugang zu paralingualen Mitteln. Neben Realisierungen von momentanem sprachbezogenem Befinden kann in Gesprächen die vergangene Erfahrung mit Sprache beleuchtet werden, welche das essentielle Fundament für einen habitualisierten affektiven Entwurf einer Person zur Welt bildet, und dergestalt das aktuelle leibliche Erleben (re)konstruiert werden. Darüber hinaus können die sozialen Kontexte und die soziohistorischen Ereignisse, die das Spracherleben einbetten, vornehmlich über Gespräche erfasst werden und weniger, beispielsweise, über Beobachtungen, in deren Fokus hauptsächlich das momentane Befinden einer Person in einem situativen Kontext steht. Aus diesen Gründen wurden Interviews als Methode gewählt, um das leibliche Spracherleben der Befragten zu untersuchen.

Zwei Punkte wurden darüber hinaus bei der Wahl der Methoden in besonderem Maße beachtet: Zum einen sollte den InterviewpartnerInnen der Raum gegeben werden, die persönlichen Erfahrungen mit Sprache möglichst ungezwungen zu erzählen; zum anderen sollte im Interview soweit Zutrauen hergestellt werden, dass die Befragten über ihre aktuellen wie vergangenen Befindlichkeiten und Gefühle in Bezug auf Sprache sprechen. Dafür bedurfte es sowohl eines offenen Einstiegs in das Interview als auch eines Fokus auf das leibliche Spracherleben und einer vertraulichen Interviewatmosphäre, in welcher sich die GesprächspartnerInnen auf eine Erzählung ihrer leiblich-affektiven Spracherfahrungen einlassen konnten und wollten. (vgl. Hessenberger 2011: 73)

Abbildung 2: Beispiel für ein Sprachportrait einer befragten Person

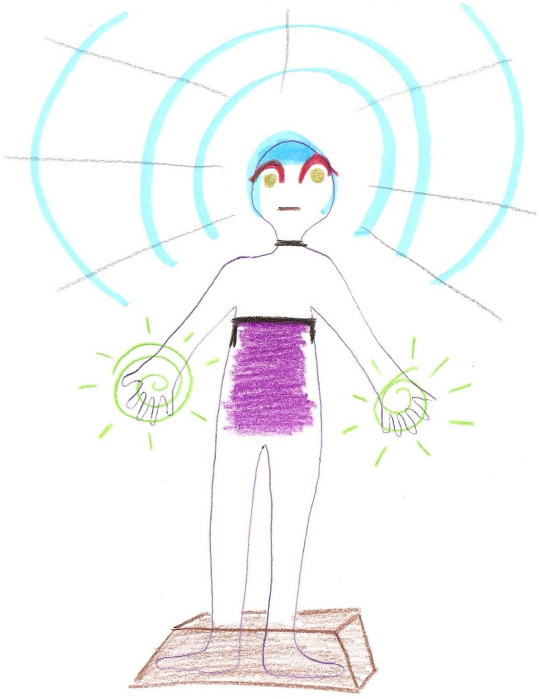

Abbildung 3: Beispiel für ein Sprachportrait einer befragten Person

Für die konkret angewandte Interviewmethode bedeutet das, dass narrative Interviews zum Thema Spracherleben geführt wurden, die sich durch einen Erzählstimulus zu Beginn (Sprachportrait) und durch immanentes (Detaillierungsfragen, „szenisches Erinnern“ (vgl. Rosenthal 1995)) und exmanentes Nachfragen (zusätzliche interessante Informationen, wie beispielsweise Migrationsverläufe) auszeichnen. Ähnlich dem Einstieg in das fokussierte Interview (vgl. Merton/ Kendall 1979; Merton et al. 1956), der einen Film, Artikel oder auch ein Bild als Gesprächsanreiz einsetzt um im Anschluss die Reaktionen und Interpretationen darauf in relativ offener Form zu erheben (vgl. Hopf 2009: 353), wurde für das Interview zum Spracherleben ein Stimulus eingesetzt, der die Erzählung sowohl animieren, wie fokussieren sollte. Mit der Bitte ihr Sprachportrait (vgl. Gogolin/ Neumann 1991; Krumm 2001; Busch 2006; Mossakowski/ Busch 2008) zu malen, wurden die Befragten dazu aufgefordert den Impuls selbst zu schaffen (vgl. Abbildung 2, 3). „Den Befragten wurden diverse Farbstifte sowie ein leeres Blatt oder ein Blatt mit einer menschlichen Silhouette zur Wahl vorgelegt mit der Bitte, sich an verschiedenste Situationen zu erinnern, in denen Sprache zum Thema wurde. Sie wurden ersucht sich zu erinnern, sich in diese Situationen hineinzuversetzen, das Befinden und die Gefühle zu aktualisieren und diese anschließend in Bezug auf die Silhouette (oder auch auf dem leeren Blatt) festzuhalten.“ (Hessenberger 2011: 73) Auf die Empfehlung Brigitta Buschs hin, die sich bereits viele Jahre mit Sprachportraits befasst (vgl. Busch 2006; Mossakowski/ Busch 2008; Busch 2008; Busch/ Busch 2008; Busch 2010a, 2010b, 2010c; Busch 2011), fertigte ich während des Zeichenprozesses der Befragten eigene Sprachportraits an um den InterviewpartnerInnen den Raum zu geben sich zu erinnern, einzufühlen und so das Portrait unbeobachtet und ohne Zeitdruck zu kreieren. (vgl. Hessenberger 2011: 74)

Nach Fertigstellung des Portraits wurden die Befragten gebeten dieses vorzustellen, woraufhin häufig lange und/ oder ausführliche Erzählungen über die Erfahrungen mit Sprache folgten[16]. Die Erzählungen wurden von der Interviewerin mit aufmerksamen Zuhören, erzählgenerierenden Paraphrasierungen und fokussierten Nachfragen unterstützt und stimuliert sowie gegebenenfalls durch Verweise auf das Portrait thematisch fokussiert. Mittels Rosenthals Technik des „szenischen Erinnerns“ (vgl. Rosenthal 1995), bei der durch Paraphrasierungen und Fragen nach szenischen Details tiefer in situative Erinnerungen eingedrungen wird, sollten zusätzlich detaillierte Beschreibungen und Artikulationen

16 Aus Platzgründen sei für den Verlauf der Interviews sowie den Einfluss von Geschlecht, Alter und sozialem Status auf die Darstellungsweise des Spracherlebens auf die theoretisch und methodisch fokussierte Arbeit (vgl. Hessenberger 2011: 74f.) verwiesen.

leiblichen Befindens generiert werden. Erzählten Befragte über konkrete Erlebnisse mit Sprache, wurde mit dieser Technik versucht in Erfahrung zu bringen, was geschehen sei, wie sie sich gefühlt hätten, was in ihnen vorgegangen sei et cetera um die empfundenen Emotionen zu aktualisieren. Einige der Befragten ließen sich von Anfang an und ohne (viele) vertiefende Fragen von Seiten der Interviewerin auf eine emotionalisierte Erzählung ein, während andere mithilfe der Technik des szenischen Erinnern stimuliert wurden ihre Empfindungen im Gespräch zu realisieren. Bei drei Gesprächen fruchtete diese Methode nicht und die Erzählung blieb auf eher sachlicher, affektiv-distanzierter Ebene. Diese Interviews wurden in weiterer Folge aus der Analyse ausgeschlossen.

Stockenden Gesprächen oder verwehrter malerischer Betätigung wurde durch einen Leitfaden mit offenen Erzählanreizen Abhilfe geschaffen (vgl. problemzentriertes Interview von Witzel 1985; vgl. Anhang). Dabei zielten die Fragen darauf, wie mit den Interviewten in ihrem Umfeld gesprochen wurde und wie sie den sprachlichen Umgang erlebt haben. Durch szenisches Erinnern respektive Aktualisierungen leiblich-affektiver Wahrnehmungen wurde versucht weiter in vergangene Erfahrungen einzutauchen. (vgl. Hessenberger 2011: 74f.) In drei von elf Fällen, die sich nicht mit jenen affektiv-distanzierter Erzählweise deckten, musste bei den Interviews der Leitfaden eingesetzt werden.

3.4. DIE AUSWERTUNGSMETHODEN

Im Anschluss an jedes Interview wurde ein Gesprächsprotokoll mit Angaben zur Person, der Art und dem Verlauf der Kontaktaufnahme, den entstandenen Eindrücken und Gefühlen im Kontakt mit der Person und während des Interviews, dem Gesprächsverlauf sowie zu ersten Ideen und Thesen zum Thema erstellt. Die Gespräche wurden einer äußerst feinen Transkription auf paralingualer und verbaler Ebene unterzogen (vgl. Anhang für Transkriptionskonventionen), sodass jedwede sprachliche Mittel wie gefüllte und ungefüllte Pausen, Wortbetonung, Intonationen, Atmen, Tonfall oder Lautstärke notiert wurden[17]. Als Orientierung dienten die Vorgaben des gesprächsanalytischen Transkriptionssystems (GAT) an ein Feintranskript (vgl. Selting et al. 1998), welche sich aus mehreren Gründen als sinnvolle Art der Transkription erwies. Zum einen erfasst das GAT alle für die Forschung wesentlichen sprachlichen Merkmale, zum anderen zeichnet es sich dank der Simplizität und

17 Hinsichtlich der Dokumentation der Interviews muss kritisch angemerkt werden, dass der Miteinbezug von Mimik und Gestik und folglich die hier unterlassene Videoaufnahme der Gespräche zusätzlich relevante Daten liefern können. Durch den Fokus auf die paralinguale Ebene der Artikulationen wurde versucht Materialdefizite gering zu halten, jedoch wird für anschließende Projekte die Berücksichtigung von Mimik und Gestik empfohlen. (vgl. Hessenberger 2011: 76)

Ikonizität der Transkriptionszeichen durch eine hohe Lesbarkeit der Verschriftlichung aus, welche die Notation auch für Nicht-LinguistInnen fassbar macht. (vgl. Selting et al. 1998: 93f.)

Hiernach erfolgte die Auswertung in mehreren Schritten (vgl. Kapitel 3.1.). Eingangs wurden die Transkripte einer Themenanalyse nach Froschauer und Lueger (vgl. 2003) unterzogen, die dazu verhilft eine Übersicht über die Themen zu erhalten, die Quintessenzen der ermittelten Themen zu bündeln sowie in Kategorien zu verdichten und den Kontext ihres Auftretens zu examinieren. Im Sinne eines Textreduktionsverfahrens können mittels der Themenanalyse die zentralen Komponenten der Themendarstellung erfasst werden um in Folge ihre wesentlichen Charakteristika und Bezüge zu anderen Themen zu identifizieren und Unterschiede innerhalb des gleichen Interviews oder zwischen unterschiedlichen Gesprächen festzuhalten. (vgl. Froschauer/ Lueger 2003: 159-162) Für die vorliegende Arbeit vermochte die Themenanalyse folgendes zu leisten: Erstens konnte sie Überblick über das extensive Material geben und zentrale, fallspezifische und/ oder fallübergreifende Sujets vorbringen. Die transkribierten Interviews wurden so auf die Themen hin zergliedert, die in ihnen angesprochen wurden, wobei sich gegenüber singulären Themen gewisse andere als wiederholend präsentierten, wie beispielsweise sprachliche Diskriminierungen, österreichische Migrationspolitik, Gefühle der Unsicherheit oder der Scham. Jedes Thema wurde danach befragt, welche Charakteristika es hat und in welchen Zusammenhängen es aufgeführt wird, wie sich Themen innerhalb des Interviews und zwischen den Gesprächen unterscheiden oder ähneln (vgl. Anhang für das angewandte Analyseschema im Detail). Zweitens entfalteten sich aus der Themenanalyse heraus bereits die ersten Weisen des Erfahrens von Sprache, das heißt jene ersten Gefühlskategorien wie etwa Freude oder Ärger, die Befragte im Zusammenhang mit Sprache erleben. Durch die Themenanalyse ließen sich die relevanten Kontexte dieser Erfahrungen und Empfindungen erfassen, welche in ein Spannungsfeld von habitualisierter Monolingualität und lebensweltlicher Multilingualität sowie den dazugehörigen Sprachkonzepten, Sprachideologien und damit verbundenen Erwartungen gebettet sind. Auf Basis erster Erkenntnisse aus der Themenanalyse war es möglich die konkrete Forschungsfrage, wie mehrsprachige Menschen Sprache in einem Spannungsfeld von lebensweltlicher Mehrsprachigkeit und habitualisierter Einsprachigkeit leiblich erfahren, direkt am Material zu formulieren. (vgl. Hessenberger 2011: 76f.) Nach dem ersten Auswertungsschritt, der Themenanalyse, lagen folglich eine klare Forschungsfrage,

thematisch verschlagwortete Gliederungen der Transkripte sowie eine erste Übersicht über die emotionalen Kategorien vor, welche die Befragten auf einer eher manifesten Erzählebene im Zusammenhang mit Sprache präsentierten.

Wie zu Beginn des dritten Kapitels erwähnt, setzen phänomenologische Erkenntnisstrategien bei der Erforschung diverser Phänomene auf Ebene der Sinnproduktion an (vgl. Kröll 2009: 50), was in der Folge die hermeneutische Interpretation gesellschaftlicher Objektivationen impliziert. Im Zuge eines methodisch kontrollierten Verfahrens und eines intersubjektiv nachvollziehbaren (Re)Konstruktionsprozesses besteht das Ziel hermeneutischer Analyse darin, durch den manifesten Informationsgehalt von Texten auf seinen latenten Sinn zu stoßen (vgl. Hitzler/ Honer 1997: 23 zit. nach Lamnek 2005: 221). Aus diesen Grund wurden im Anschluss an die Themenanalyse jeweils mehrere Textstellen aus den acht tiefgehenden Interviews der Feinstrukturanalyse (vgl. Froschauer/ Lueger 2003) unterzogen um einen profunden Einblick in das leibliche Spracherleben zu erhalten. Dazu wurden zum einen Textstellen herangezogen, die für die Beantwortung der Forschungsfrage als besonders relevant erschienen, das heißt jene Segmente, die zu den in der Themenanalyse generierten Kategorien gehörten oder die forscherische Neugierde weckten. Zum anderen wurden Passagen untersucht, die auf den ersten Blick weniger vielversprechend wirkten und dergestalt zur kritischen Prüfung der Analyseergebnisse dienten (vgl. Froschauer/ Lueger 2003: 112f.). Die Sequenzen wurden vor der Auswertung von mir in Sinneinheiten unterteilt – eine Einheit ergibt gerade noch Sinn –, und in der Teamauswertung schließlich für die Erfassung der vordergründigen Information paraphrasiert, nach Funktion und Intention hin durchleuchtet und im Bezug auf latente Momente und objektiven Sinn erforscht (vgl. Froschauer/ Lueger 2003: 110-121; vgl. Anhang für das verwendete Analyseschema im Detail). Das Ziel der Feinanalyse bestand darin die Gefühlskategorien, die manifest benannt wurden, sowie Sequenzen, in denen Befindlichkeiten latent beschrieben wurden, auf ihre jeweiligen Kontexte, Funktion, latente Bedeutung und ihre identitäts- und handlungsstiftenden Momente hin zu untersuchen. Insbesondere die Feinanalyse vermochte zu zeigen wie in welchen Situationen welche Personen (Unterschiede ergaben beispielsweise Geschlecht oder Alter) welche Art von Sprechen leiblich-affektiv erleben, das heißt welche Charakteristika die konkreten leiblich-affektiven Erlebensweisen auszeichnen, welche sozialen Kontexte für Letztere Bedeutung haben, welche Rolle die jeweiligen leiblich-affektiven Weltentwürfe für die Situationsgestaltung und die personelle Identität spielen sowie welche Handlungsoptionen sie den InterviewpartnerInnen in den vergangenen Situationen eröffneten und in zukünftigen nahe legen. Zur Beschreibung der Struktur von den aus den

Interviews gewonnenen Gefühlen erwiesen sich Demmerling und Landweers Erkenntnisse (vgl. Kapitel 1.4.) als wesentliches Grundgerüst.

Im Gegensatz zur thematischen Analyse, die von mir allein angestellt wurde, fand die feinstrukturelle Interpretation ausschließlich in Teams zu drei Personen statt. Die Gruppen bestanden im Allgemeinen aus Kolleginnen mit soziologischem und erziehungswissenschaftlichem Hintergrund und Kompetenzen in und Erfahrung mit der Feinanalyse, doch variierten in ihrer Zusammensetzung von Sitzung zu Sitzung[18]. Die Auswertungen konnten stets extensiv und ohne Zeitdruck erfolgen, allerdings sind angesichts der Zusammensetzung gleichgeschlechtlicher und gleichaltriger Personen mit ähnlichem sozialen und wissenschaftlichen Hintergrund perspektivische Eindimensionalitäten nicht auszuschließen. Im Zuge eines reflexiven Zugangs zum gesamten Projekt wurde versucht Verzerrungen weitestgehend vorzubeugen beziehungsweise auszugleichen.

Nachdem die Interviews zuerst themenanalytisch und sodann feinanalytisch studiert wurden, wurden die Ergebnisse aus beiden Auswertungsschritten als gleichwertige und einander komplementierende zusammengeführt. Die generierten Gefühlskategorien wurden aufgelistet und um die vertiefenden Ergebnisse der Feinanalyse ergänzt und erweitert. An diesem Zeitpunkt der Auswertung traten deutlich sechs zentrale Empfindungsweise zutage, die das leiblich-affektive Erleben von Sprache in einem Spannungsfeld von habitualisierter Einsprachigkeit und lebensweltlicher Mehrsprachigkeit auszeichnen. Dazu gehören Aggressionsaffekte, Gefühle des Stolzes und Selbstwertes, Gefühle der Scham und Peinlichkeit, Gefühle der Minderwertigkeit, Gefühle der Traurigkeit und Gefühle der Freude, die im nachfolgenden Kapitel 4 ausführlich beschrieben werden.

Aufgrund der extensiven hermeneutischen Auswertung konnte eine Analyse der Bilder, welche die Befragten als Erzählstimulus kreierten, in der vorliegenden Arbeit nicht mehr durchgeführt werden, wenngleich sie sich als relevante Daten für die Untersuchung des leiblichen Spracherlebens erweisen (vgl. Hessenberger 2011: 46). In Anbetracht dessen, dass verbale face-to-face Präsentationen von norm- und wertbehafteten Gefühlen eher sozialer Erwünschtheit unterworfen sind als symbolisch-kreative, gelingt es sich durch die sinnbildliche Vermitteltheit Letzterer konformistischen Darstellungen in der Forschung zu

18 Nachdem die Auswertungen in die Sommermonate des Jahres 2011 und damit in die Ferienzeit fielen, setzten sich die Gruppen wegen der individuellen Zeitplanung der Kolleginnen stets unterschiedlich zusammen. Die Durchmischung erwies sich, wie die gegenseitige Hilfestellung bei den Masterarbeitsprojekten im Allgemeinen, als äußerst produktiv und hilfreich. An dieser Stelle möchte ich den Kolleginnen nochmals danken.

entziehen (vgl. Hessenberger 2011: 78). In Anlehnung an die Soziologin Breckner können die Sprachportraits als symbolische Gestalt verstanden werden, welche Anderes bekunden als Sprache. Als Interpretationsobjekt tritt in Bildern nicht lediglich das hervor, was wir durch gegenständliches Erblicken erkennen, sondern ein „präsentativer Symbolgehalt“ (Breckner 2008a: 3), welcher sich im je speziellen Arrangement von bildlichen Elementen, wie Kontraste, Farbe oder Form darbietet. Demzufolge sind Bilder konkrete Formen der Symbolisierung und vermögen als solche soziale Wirklichkeiten mitzugestalten und mit zu konstituieren. Die symbolische Dimension von Bildern kann in methodisch kontrolliertem Verstehen, welches die Spezifik der Sinn- und Bedeutungsgebung in Bildern berücksichtigt, erschlossen werden. (vgl. Breckner 2008a: 3f.) Zu diesem Zwecke schlägt Breckner die Methode der Segmentanalyse vor (vgl. Breckner 2008b; speziell für Körperaspekte vgl. Breckner 2003), mittels derer der Bildsinn erfasst werden kann.

ZUSAMMENFASSEND

Der zentralen Frage danach, wie SprecherInnen Sprache in einem Spannungsfeld von lebensweltlicher Multilingualität und habitualisierter Monolingualität leiblich erfahren, wurde mit einem Komplex qualitativer Methoden nachgegangen. In elf Interviews mit zehn Personen, welche im alltäglichen Verständnis als mehrsprachig gelten, wurden Erzählungen über das personale Spracherleben in seinen jeweiligen Kontexten erhoben. Im Anschluss an eine äußerst feine Transkription wurde in einem ersten Schritt eine Themenanalyse von acht der insgesamt elf Interviews vorgenommen um wesentliche Themen, deren Kontextualisierung und Verknüpfung miteinander zu erfassen und in Folge die Forschungsfrage zu präzisieren. Als Resultat dieses ersten Auswertungsschrittes lagen eine klare Forschungsfrage, thematisch verschlagwortete Gliederungen der Transkripte und erste emotionale Kategorien vor, welche die Befragten auf einer eher manifesten Erzählebene im Zusammenhang mit Sprache vorbrachten.

In einem zweiten Schritt wurden Sequenzen der Interviews einer Feinstrukturanalyse in Forschungsteams unterzogen. Im Zuge dieser wurden die manifesten Gefühlskategorien und latenten Empfindungsweisen auf ihre jeweiligen Kontexte, Funktion, latente Bedeutung und ihre identitäts- und handlungsstiftenden Momente hin untersucht. Nach der Zusammenführung der Ergebnisse aus den beiden Analyseschritten, traten sechs zentrale Gefühlskategorien zutage, nämlich Aggressionsaffekte, Gefühle des Stolzes und Selbstwertes, Gefühle der Scham und Peinlichkeit, Gefühle der Minderwertigkeit, Gefühle der Traurigkeit

und Gefühle der Freude. Diese erweisen sich als die wesentlichen Forschungserkenntnisse und sollen nachfolgend näher erörtert werden.

4. ZUM LEIBLICH-AFFEKTIVEN SPRACHERLEBEN

„Es gibt immer ein Gefühl dabei * bei jedem bei jeder Lebenssituation
gibt's irgendein Gefühl dabei [schluckt], weil das trägt man ja quasi
sein Leben lang **mit** sich, dass man mehrsprachig aufgewachsen is
und [...] ahm * es gibt keine bestimmte Erinnerung, wo ich sag
'okay das is jetz * das Highlight gewesen bei mir' irgendwie.
Es is halt tagtäglich, ja.[19]
(#6), 2011

Sprache ist eine manchmal mehr, manchmal weniger beachtete Alltäglichkeit. Ohne Zweifel hat sie, wie aus Erzählungen befragter Personen hervorgeht, einen bestimmten Platz im Leben eines mehrsprachigen Menschen und bestimmt wesentlich die Art und Weise, wie sie ihre Umwelt und sich selbst wahrnehmen. Welche Rolle die Sprache in der Gefühlswelt mehrsprachiger Personen spielt, soll im Folgenden erörtert werden. Kapitel 4 ist somit der Darstellung der Ergebnisse gewidmet, die aus der zuvor beschriebenen Forschung resultieren. Dabei wird so vorgegangen, dass die zentralen Emotionen, welche sich durch die Gespräche zu dem Erlebensweisen von Sprache ziehen, präsentiert sowie in ihrer situativen und biografischen Einbettung im Leben der Befragten auf ihre Struktur und Funktion hin analysiert werden. Es wird sich zeigen, dass Gefühle kaum in einer 'Reinform' auftreten, sondern sich mit diversen anderen Affekten vermischen. Aus diesem Grund finden sich im Zuge der Behandlung von Aggressionsaffekten, Scham und Peinlichkeit, Stolz, Selbstwert- und Minderwertigkeitsgefühlen sowie von Gefühlen der Traurigkeit und Freude immer wieder Verweise auf mit ihnen einhergehenden Gefühlen.

19 Die Interviewausschnitte werden im Folgenden etwas vereinfacht, doch den Transkriptionskonventionen folgend, die zur Dokumentation und Auswertung dienten, dargestellt. Für Aufschluss über die Zeichen vergleiche der Leser oder die Leserin die tabellarische Aufstellung im Anhang.

4.1. AGGRESSIONSAFFEKTE

Ärger, Wut, Zorn und Empörung gehören zu den Aggressionsaffekten. Der Begriff der Aggression meint im engeren Sinn ein Streben, das mit Gewalt gegen Andere oder dem Wunsch danach verknüpft ist. Allgemein betrachtet, wird mit der Aggression ein relativ neutraler Bemächtigungswille bezeichnet, der eher kreativ als zerstörerisch wirkt. In diesem Zusammenhang ist sie Movens für Handlungen und für ein nach außen gerichtetes Leben. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 290) Die Befragten artikulierten Aggressionsaffekte in Situationen, in denen Wertedifferenzen auftreten, das heißt in Fällen unterschiedlicher moralischer Vorstellungen und Grundsätze. Wie wir sehen werden, zeichnet auch andere Affekte, wie Scham oder Peinlichkeit (vgl. Kapitel 4.3.), eine Diskrepanz moralischer Grundsätze von Menschen oder Personengruppen aus, jedoch werden bei Aggressionsaffekten die eigenen Werte, Normen und Ideale als die 'richtigen' oder 'normalen' gesehen, während Letztere bei Scham oder Peinlichkeit als 'falsch' oder 'abweichend' betrachtet werden. Im anschließenden Interviewausschnitt beschreibt die befragte Person mit Eindringlichkeit ihre eigene Reaktion auf Menschen, welche für sie augenscheinlich die Einstellung ändern, sobald sie sie mit Akzent sprechen hören:

> I. „Und dann seh ich seh ich diese Menschen an, die so genervt von mir sind, und ich denke 'N#n#na komm! Das kann doch nicht wahr sein! Ihr seid doch so gebildet hier alle!', ja. 'Der Beste! Alle müssen doch so gebildet sein!', ja. Nix da! [lacht]“ (#4), 2011

Den Ärger und die Empörung, welche die befragte Person hier an den Tag legt, beziehen sich auf den Umstand, dass ihr Personen plötzlich anders begegnen, wenn sie ihr Sprechen mit einem 'Akzent' vernehmen. Der als abschätzig wahrgenommenen Reaktion auf das Sprechen der interviewten Person liegt die Vorstellung zugrunde, dass eine gewisse Gruppe auf eine bestimmte Weise spricht: Gebürtige ÖsterreicherInnen, so die Vorstellung, sprechen österreichisches Deutsch mit maximal lokalen oder sozialen Einschlägen hinsichtlich Orthoepik und Lexik. Phonetische Unterschiede, welche als 'Akzent' kategorisiert werden, gelten als Abweichung einer Orthoepik. Der Ärger und insbesondere die Empörung der befragten Person erscheinen dabei als die affektive Antwort auf ein in ihrem Verständnis moralisch verwerfliches Verhalten seitens anderer Personen. Ihr wird ein Unrecht angetan, welches in ihren Augen darin liegt, dass auf Basis einer phonetischen Spezifität ihres Sprechens erstens ihre sprachlichen Kompetenzen angezweifelt und zweitens eine 'Fremdheit' und 'Andersartigkeit' unterstellt werden. Doch nicht nur diese Zuschreibungen und dadurch erwirkte Distinktion der sprechenden Person von Anderen, sondern vielmehr die in diesem

Fall damit einhergehende ungerechtfertigte Herabsetzung durch unterscheidendes und missbilligendes Verhalten lösen die empörte Kritik aus und können als der Verankerungspunkt der Empörung und des Ärgers betrachtet werden. Schließlich wird eine Empörung der interviewten Person darüber deutlich, dass ihrer Erfahrung nach jene Menschen einen dergestalt despektierlichen Umgang mit ihrer Person an den Tag legen, welche sie selbst auf Basis von Milieuzuschreibungen und des genannten vorurteilsbehafteten Verhaltens auf einer sozial niedriger stehenden Position verortet, wie sich in dem medisant-empörten „Ihr seid doch so gebildet hier alle!“ verdeutlicht. Diese Personen bilden sodann den Verdichtungsbereich der Empörung. An dieser Stelle verschmilzt schließlich die aggressive Empörung über einen konkreten Vorfall mit dem Ärger über die allgemeine, substanzlose und ungerechtfertigte Anfeindungen – dem Verankerungspunkt des Ärgers – von Menschen, die nach der Meinung der befragten Person in Anbetracht ihres Status nicht berechtigt sind den Status der interviewten Person anzugreifen. Der Ärger dürfte auch dadurch begründet sein, dass die erzählende Person ihren Erzählungen nach in der Vergangenheit öfters ähnliche Erfahrungen herabsetzender Fremdzuschreibungen gemacht hat sowie eine monolinguale Habitualisierung in Alltag und Politik erlebt, welche sie emotional zwischen Empörung, Ärger und Traurigkeit (vgl. Kapitel 4.5.) pendeln lässt:

> II. „[...] und vor allem, was ich nicht mag, es wird so gedacht, 'Naja. Du bist Ausländer.' Man hört deinen Akzent und denkt, du bist Ausländer. Und viele haben die gleiche Assoziation, 'Du bist Ausländer, du wohnst von unseren Steuergeldern und machst nichts und so weiter und so fort'. Aber **meine** Familie [Anonymisierung: die arbeiten] und die zahlen Steuern und sie haben alles mögliche gemacht um irgendwie good citizen zu sein. Das sind sie auch. Und dann, wenn alle so/ wenn das alles so generalisiert wird, alle so Ausländer so in einen Kreis geschoben werden ohne zu unterscheiden, was du eigentlich gemacht hast und, das mag ich nicht. [unverständlich] und jetzt FPÖ sind so schlimm. Also die Partei macht mich so boah.“ (#4), 2009[20]

Während der Ärger sich auf die wiederholte ungerechtfertigte Generalisierung und Anfeindung bezieht, findet die Traurigkeit ihren Nährboden in dem Umstand, dass die befragte Person sich nicht in der Lage sieht die stereotype Praxis Anderer zu ändern oder sich ihr zu entziehen sowie sich durch diese Praxis überdies in ihren Chancen und Perspektiven eingeschränkt sieht.

Es wird deutlich, dass das leiblich-affektive Erleben die individuelle Einstellungen

20 Der Interviewausschnitt stammt aus einem Interview zum Thema der Rolle von Sprache in der Konstruktion des Selbst, welches im Rahmen der Diplomarbeit am Institut der Slawistik Wien (vgl. Hessenberger 2010) geführt wurde.

hinsichtlich der Normen und Werte eines sozialen Systems, welche in diversen (Sprach)Ideologien enthalten sind, zu einem gewissen Zeitpunkt veranschaulicht. Zudem sind die erwachsenden Gefühle gleichzeitig eine bestimmte Art und Weise mit den normativen Vorgaben und wertenden Vorstellungen umzugehen und sich so zur Welt hin zu entwerfen. Aus obigen beiden Zitaten geht hervor, dass die befragte Person sich der monolingualen Werte, Normen und Ideale, mit welchen sie in ihrem Umfeld konfrontiert wird, bewusst ist, sie aber nicht zu akzeptieren scheint. Sie wertet sie als unmoralisch wie ungerecht und distanziert sich in ihrem leiblich-affektiven Erleben von diesen.

Betrachten wir eine weitere Erlebensweise im Zusammenhang mit Aggressionsaffekten. Im nachfolgenden Ausschnitt erzählt eine interviewte Person, wie Menschen in ihrem Umfeld sie von ihrem dunklen Haar, Teint und ihrer braunen Augenfarbe schließend darauf ansprechen, warum sie so gut deutsch spreche:

> III. „Aber sobald ich sprech, ** fragen halt die Leut, 'Warum {redest du so' [entgeistert]}? Was halt für mich faszinierend is, wie soll ich'n sonst redn? Soll ich so sprechen, dass {ich nicht kann deutsch [ahmt 'Akzent' nach]}, oder was?“ (#5), 2011

Die befragte Person erzählt, dass mit ihrem Sprechen automatisch ein gewisses Unverständnis Anderer darüber einhergeht, warum sie 'so' spricht. Die Frage nach dem Warum einer Sprechweise kann freilich aus naiver Neugierde gestellt sein, doch diese Interpretation des erzählten Geschehens liegt der Frage Intonation und der Entgeisterung nach zu schließen fern. So wie es die Person darstellt, handelt es sich bei der Frage um Zweifel hinsichtlich ihrer Handlung – des Sprechens – beziehungsweise einer Infragestellung ihrer sozialen Position. Das Sprechen, das der/ die Fragende vernimmt, entspricht nicht den Vorstellungen dessen, was er/ sie von der sprechenden Person erwartet hat. Ihr Sprechen weicht von einer gewissen Norm ab. Die Norm bestimmt sich in diesem Fall hinsichtlich einer stereotypen Wahrnehmung der sprechenden Person, die wegen ihres dunklen Haars, Teints und Augenfarbe für *keineN* ÖsterreicherIn gehalten wird. Bei der Frage nach dem Warum handelt es sich aus Sicht der fragenden Personen um einen Hinweis auf eine Abweichung von einer antizipierten Norm. Da, wie uns erzählt wird, jedoch keine Frage im klassischen Sinn vorliegt, können wir hier von einer Bloßstellung der erzählenden Person durch die fragende ausgehen. Die 'Frage' lässt die gefragte Person sozusagen stehen und hat zum Ziel sie peinlich oder schamvoll zu betreffen (zu Scham und Peinlichkeit vgl. Kapitel 4.3.) sowie sie so verbal und leiblich-affektiv dafür zu sanktionieren, dass sie nicht wie einE 'AusländerIn' spricht, wenn sie doch scheinbar wie eine aussieht. Aus der Perspektive der gefragten Person liegt eine Respektlosigkeit vor, eine Verletzung des eigenen Status, gar eine Impertinenz. Die Pseudo-

Frage zielt darauf ab, dass die gefragte Person sich erklärt, das heißt Begründungen und Rechtfertigungen für ihr sprachliches Handeln sowie den von ihr eingenommenen Status beziehungsweise ihr vermeintliches Fehlverhalten vorbringt. Sowohl ihre Identität, als auch ihre gesellschaftliche Position werden in Zweifel gezogen.

In der Wertung der Pseudo-Frage durch die gefragte Person als Frechheit und Respektlosigkeit, das heißt mittels ihrer Reaktion in Form von Empörung und Wut, weist sie zum einen den Vorwurf eines sprachlichen Fehlverhaltens zurück. Zum anderen zeigt sie mit ihrer leiblich-affektiven Replik auf das Vorgeworfene darauf, dass die Pseudofrage und die damit unterstellte Abweichung einer sprachlich-sozialen Norm selbst ein für ihr Empfinden ungerechtfertigter Verstoß gegen eine beziehungsweise ihre Norm ist.

Damit die im Zitat dargestellte 'Frage' verstanden und darauf reagiert werden kann, muss ein gemeinsam geteiltes Wissen in Form von Normen, Werten und Ideologien vorliegen. Das heißt, die mit der Pseudofrage konfrontierte Person muss den Verweis auf den von der fragenden Person wahrgenommenen Normbruch verstehen können, die Norm teilen, bis zu einem gewissen Maße an ihre Autorität gebunden sein und sie ernst nehmen (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 303) um darauf sinnvoll reagieren zu können. Hierin bestätigt sich wiederum die Existenz gewisser (monolingualer) Annahmen über Sprechweisen, Sprecherwartungen und Sprachideologien, anhand derer eine Gesellschaft konstituiert wird und deren Relevanz für das Erleben und Handeln nicht zu unterschätzen sind. Denken wir nochmal an die letzte Sequenz II, so zeigt sich darin der Versuch einer Sanktionierung einer Sprechweise beziehungsweise der Versuch die gefragte Person auf eine gesellschaftliche Position zu verweisen. Ähnliches geschieht im sich plötzlich ändernden Verhalten von InteraktionspartnerInnen in Ausschnitt I, welche die phonetische Spezifität des Sprechens einer Person vernehmen: sie schreiben der Person und gleichzeitig sich selbst einen Status zu, wobei versucht wird den/ die sogenannte 'Akzent'-TrägerIn sozial herabzustufen.

Wenn sich die angesprochene Person nicht mit der reduzierenden stereotypen Wahrnehmung als 'Ausländerin/ Ausländer' beziehungsweise mit der Zuweisung zu einem sozialen Status identifiziert, wird sie sie möglicherweise als Ungerechtigkeit und Herabsetzung erleben sowie empört, wütend, zornig und/ oder auch traurig reagieren. In solchen Situationen handelt es sich im Prinzip um Versuche soziale Ordnung herzustellen, Hierarchien zu schaffen und zu erhalten sowie Personen auf Positionen in der Gesellschaft zu verweisen. Das Sprechen ist ein Kriterium dafür Bewertungen zu treffen und Personen in ihrer sozialen Stellung zu verankern

oder einer Position in der Gesellschaft zuzuweisen. In diesem Zusammenhang können auch Diskriminierungen und Fremdzuschreibungen hinsichtlich des individuellen Sprechens als Ordnungsstrategien dienen. Diskriminierungen im Speziellen sind hier Angriffe auf den sozialen Status und Verletzungen des Selbstwerts und der Würde auf Basis von wirklichen oder zugeschriebenen Gruppenmerkmalen beziehungsweise im Allgemeinen Handlungen, mit welchen Personen der Zugang zu Ressourcen verwehrt wird, die für Andere zugänglich sind (vgl. Giddens 2001: 251). Emotionen, wie gesagt, können Auskunft darüber geben, wie Personen Sprachideologien, Stereotypisierungen, sozialen Erwartungen und Normen gegenüberstehen, welche leiblich-affektiven Befindlichkeiten sie in Situationen, in denen sie damit konfrontiert werden, durchleben und wie sie sich unter Umständen nachfolgend verhalten. Im der letzten Sequenz wurde die gefragte Person mit der Pseudofrage verletzt. Da derlei Zuschreibungen ihrer Erzählung nach jedoch öfter vorkommen, hat sich Unverständnis sowie Empörung und Erregung über die stereotype Zuschreibung aufgebaut, welche eine Distanzierung, moralische Verurteilung jener, die sich Fremdzuschreibungen bedienen, und Höherstellung der eigenen Person impliziert.

Wenn Empörung, wie in den obigen beiden Fällen, akut verspürt wird, erscheint die Ursache der Empörung im Lichte einer moralischen Bewertung, das heißt als Unrecht. Im Zusammenhang mit dem Erleben eines einsprachig habitualisierten Umfeldes von mehrsprachigen Personen bezieht sich die Empörung – wie die Befragten beschreiben – auf die Ungerechtigkeit dessen, dass Außenstehende auf Basis der Sprachlichkeit der Befragten Versuche anstellen soziale Zuschreibungen, Kategorisierungen und Hierarchisierungen vorzunehmen, die in den Augen der Befragten jedweder Grundlage entbehren. Die Empörung gilt den Ideologien, Ansichten und Bewertungen, welche die Befragten großteils nicht akzeptieren wollen. Empörte treten folglich als moralisch Urteilende auf, indem sie das Verhalten Anderer als 'falsch' und das eigene als 'richtig' bewerten. In ihrer Empörung zeigen sie Unverständnis für das Verhalten der Normbrechenden, distanzieren sich von der Gruppe oder den Personen, die nicht den Erwartungen entsprechend handeln – dies lässt sich bei beiden Interviewten deutlich erkennen - , und stellen sich häufig selbst als die moralisch Höherstehenden dar. Dies impliziert eine Aufwertung der eigenen Position, Ansichten und Regeln gegenüber anderen, die davon abweichen.

Auf Basis profunder Forschungen zu Gefühlen haben Demmerling und Landweer für die Empörung eine gewisse Abstraktheit konstatiert, da diese häufig Bezug zu allgemeinen Konfliktlagen ohne konkrete Verantwortliche aufweist. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 304f.) Im Gegensatz dazu weist das Gefühl des Zorns eine größere Nähe zum Recht auf: er

richtet sich somit nicht nur auf Handlungen, welche einer Person mittelbar oder unmittelbar Unrecht zufügen, sondern gibt als ein gesellschaftlich akzeptiertes Gefühl der erzürnten Person recht. Für den Zorn müssen zweifelsohne ein personales Objekt und ein Schadensträger identifizierbar sein. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 301) Dieser Unterschied zwischen Empörung und Zorn – welcher jedoch Mischphänomene zwischen den beiden nicht ausschließt (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 237) – zeichnet sich klar in den geführten Interviews ab. Der Zorn, den Befragte zum Ausdruck bringen, richtet sich auf konkrete Diskriminierungen, Verletzungen und Herabsetzungen entlang von Überzeugungen und Werten eines identifizierbaren Gegenübers und wird daher zu einem moralischen Zorn, wie die befragte Person anhand einer von ihr gemachten Erfahrung erläutert:

> IV. „Was mich am allermeisten verletzt an so an so an so rassistischen Geschichten is, oder so, wenn die gebrochenes Deutsch mit mir reden. […] und das passiert halt hin und wieder. Und das treibt mich dann richtig auf die Palme […] Na, ich war mal auf am Amt [...] und da is halt diese Stelle und schau da draußen, da is nix, da is auch niemand, klopf halt an die Tür, und mach auf und will halt was sagen, [atmet ein] 'Eh da, du nix kennen lesen?' und da steht halt irgenda Zettel, wo halt steht, dass ma sich a Nummer ziehen muss und dann wird ma aufg'rufen↓ [...] [atmet ein] [schnieft] und dann hab ich halt ** ziemlich fertig g'macht. Ich hab halt g'sagt, 'Erstens, so sprechen sie **nicht** mit mir. Zweitens, da **is** ka Zettel. Und drittens, will ich jetz ihren **Namen** und den ihres Vorgesetzten und dann wer ma uns weiter unterhalten.' '>-Jo na hab nur g'meint, wei ... und da kommen alle rein und was weiß ich was -<'. Hab i g'sagt, 'Des is mir **völlig** wurscht, was da andre Leute reinkommen und kein deutsch können, mit mir redst du ned so'.“ (#5), 2011

Der Beamte/ die Beamtin wird im beschriebenen Vorfall für sein/ ihr Handeln zur Verantwortung gezogen, indem die interviewte Person ihn/ sie verbal zurechtweist. Der/ die InterviewpartnerIn sieht sich durch die Äußerung des Beamten/ der Beamtin ein Unrecht widerfahren, was sich deutlich in der Wahl der Antwort in Form einer zornigen Maßregelung manifestiert. In diesem leiblich-affektiven Weltentwurf wird deutlich, dass sich der/ die Interviewte im Recht sieht und dieses Recht auch gegenüber des Objekts seines/ ihres Zorns durchzusetzen versucht. Dieser Durchsetzungs- und Dominanzanspruch fungiert darüber hinaus als Schutz des Selbst vor (ungerechtfertigten) Herabsetzungen.

Personen werden auf die eine oder andere Art von den Normen, Werten und Erwartungen betroffen, die Andere an sie richten, wobei freilich einige dieser nicht den eigenen Prinzipien und Überzeugungen entsprechen. Um daher mit Situationen, in denen Konfrontationen auftreten und Unterminierungen der eigenen Identität, des Selbstwerts und des sozialen Status erwirkt werden sollen, umgehen und sich schützen zu können, bedarf es

Abwehrstrategien oder *Schutzmechanismen*. Aggressionsaffekte, wie anfangs erwähnt, haben diesbezüglich eine konstruktive Wirkung und animieren zu Initiativen gegenüber einer Person, Gruppen oder Situationen. Betrachten wir beispielsweise die Empörung, so zeigt sich, dass mittels ihres akuten Erlebens auf Seiten der Empörten eine Distanzierung zu den missbilligten Werten und Überzeugungen erwirkt wird und die eigenen Regeln und Auffassungen hinsichtlich ihrer Bedeutsamkeit erhöht werden. Fremderwartungen und Werten Anderer wird in dieser emotionalen Positionierung keine Anerkennung gezollt, vielmehr werden sie von der empörten Person herabmindernd von sich geschoben. Ausschnitte I bis III zeugen davon, wie hegemonialen Ansprüchen in Form von Stereotypien und Vorurteilen in beschriebener Weise entgegengetreten wird.

Aggressionsgefühle stellen affektive Impulse dar, die Entgegnungen auf das Gegenüber hin motivieren (vgl. auch Demmerling/ Landweer 2007: 310). Bei Verärgerung, Wut oder Zorn können folglich eher Strategien gewählt werden, die im Sinne eines Gegenangriffes den erlittenen Unterminierungen Paroli bieten. Fallweise starten die Befragten Gegenangriffe auf Agierende in jenen Situationen, in welchen Letztere versuchen mittels diskriminierenden Verhaltens den sozialen Status Ersterer zu erschüttern. Ausgangspunkt für Gegenangriffe sind somit Konkurrenzverhältnisse, in denen ein Kampf um Macht, Herrschaft und Recht gefochten wird. Insbesondere in Zitat IV können wir ein solches Tauziehen um Macht erkennen, das bezüglich und anhand von Sprache unternommen wird. Die befragte Person erzählt von einem Zusammentreffen mit einem Beamten/ einer Beamtin, der/ die sie von ihrem Äußeren auf ihre vermeintlichen Sprachkenntnisse schließend auf respektlose und diskriminierende Weise sowohl des Zimmers als auch des Handlungsraumes verweisen will. Statt – um bei den Kampfmetaphern zu bleiben, welche den Ernst und den existentiellen Charakter solcher Situationen unterstreichen – das Feld zu räumen, holt die befragte Person zum Gegenangriff aus und weist die hegemonialen Ansprüche des/ der Bediensteten zurück. Durch das Ergreifen der Macht in der beschriebenen Situation entzieht sie sie Letzterem/ Letzterer und macht ihn/ sie zum unterlegenen Interaktionspart. Für einen Gegenangriff bedarf es klarerweise KontrahentInnen, die 'besiegt' werden können und nach dem Gegenschlag als 'Besiegte' sowohl für sich als auch für Andere erkennbar sind. Den KontrahentInnen wird ihre Macht und Handlungsfähigkeit genommen, vielmehr noch werden sie eindringlich auf ihre falsche Annahme in Form des Vorurteils und auf ihr unrechtes Verhalten in Form der Zuschreibung von Stereotypen und der Statuserniedrigung hingewiesen. Es ist gut vorstellbar, dass beispielsweise der Beamte/ die Beamtin, so wie die befragte Person die Umstände schildert, peinlich berührt ist oder sich gar schämt (vgl. Kapitel

4.3.). Die befragte Person hingegen fühlt sich in ihrem Verhalten gegenüber dem/ der Staatsbediensteten im Recht – wie es auch das Gefühl der Empörung nahe legt - , da sie das ihr angetane Unrecht, die von ihr vertretenen Werte und Normen und die von ihr als angemessen betrachtete soziale Ordnung zurechtrückt. Sprache wird in diesem Zusammenhang jeweils zu einem Instrument für die Etablierung von Herrschaftsverhältnissen, da sie zum einen als Mittel der Bewertung, Klassifizierung und Hierarchisierung von Menschen dient und zum anderen befähigt diese Beurteilungen und Rangordnungen für eine gewisse Zeit zu ändern oder umzukehren. Abermals die kämpferische Diktion bemühend, wird die Sprache dann zur 'Waffe' in diesem alltäglichen Kampf um Macht und Herrschaft:

> V. „Auch wenn halt irgendwie mir irgendwer blöd gekommen is auf der Straße mit irgendeiner andern Sprache, ganz einfach z'rückredn auf der selben Sprache, die er auch kann oder du auch kannst auf einmal. Auch wenn's nur ein Bruchteil is irgendwie. Und dann gibt a dir, tschuk, [hält inne] eine Ruh. Das is schon sehr vorteilhaft, ja. Das is halt immer so ne Waffe.“ (#6), 2011

4.2. GEFÜHLE DES STOLZES & DES SELBSTWERTES

Die beiden PhilosophInnen Demmerling und Landweer fassen das Gefühl des Stolzes als ein Gefühl mit potentiell positiver Wirkung für den eigenen Wert. Mit Stolz sind eine Reihe von Haltungen verbunden, wie etwa Ehre, Vertrauen in sich, Eitelkeit, Arroganz und Hochmut. Zum einen ist er Gefühlen der Minderwertigkeit, Kleinmut oder Verzagtheit entgegengesetzt und ist als Erfahrung sicherlich positiv. Zum anderen weist der Stolz Nähe zu Gefühlen der Selbstgefälligkeit oder Selbstherrlichkeit auf und wurde in Folge aus der christlichen Tradition heraus als Todsünde beziehungsweise als negativ stigmatisiert. Weiters wird der/ die Stolze für seine/ ihre Verdienste weder ausnahmslos bewundert (wie etwa Gefühle des Neides bezeugen), noch müssen sich der eigene Selbstwert mit der Einschätzung Anderer decken. „Formen von Stolz, die sich auf die einer Person zurechenbaren Verdienste und Taten beziehen, werden in einer Leistungskultur allerdings zumeist hingenommen, wenn auch nicht deutlich positiv gewertet“ (Demmerling/ Landweer 2007: 245). Allgemein kann der Stolz somit als Gefühl bestimmt werden, das den Wert einer Person in einer Situation erhöht. Stolz mag sich auf gewisse Eigenschaften einer Person beziehen, auf Intelligenz, auf Leistungen und Fähigkeiten, auf das Aussehen sowie auf eben diese Merkmale bei anderen, nahestehenden Personen, wie der Stolz auf Leistungen der eigenen Kinder verdeutlicht. Stolz kann sich schließlich bezüglich Besitztümern und Vermögen einstellen, aber auch hinsichtlich

moralischer Integrität oder religiösen Glaubens. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 245f.) In diesem Sinne ist der Stolz einer Person nicht abhängig davon, was in der Welt tatsächlich der Fall ist, sondern davon, was die Person glaubt und wovon sie überzeugt ist. So stellt sich für die Person ein Gefühl des Stolzes ein, wenn sie meint, aus gewissen Umständen einen Wert ziehen zu können. Ob andere Personen daraus ebenfalls Wert ziehen und stolz werden könnten, ist für das Erleben der Person sekundär. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 249)

Mehrsprachige Kompetenzen werden von den Befragten durchwegs als nutzbringend interpretiert und als Sicherheit bietend wahrgenommen. In obigem Ausschnitt V etwa erweist sich das vielfältige Sprachenrepertoire der befragten Person als Vorteil, insofern es sie bemächtigt in vielen Situationen handlungsfähig zu bleiben beziehungsweise mehrsprachig verbalen Widerstand zu leisten. Dieses Vermögen, das den Verankerungspunkt des konkreten Stolzes darstellt, kann bei hilfreichem Einsatz (wie etwa in Gegenangriffen) bei der Person, die über sie verfügt und somit zum Verdichtungsbereich gereicht, akute Gefühle des Stolzes hervorrufen. Diese manifestieren sich leiblich in der Qualität eines Erfüllt-werdens und in Gestalt eines expansiven Bewegungsmusters. Der/ die Stolze nimmt eine aufrechte Körperhaltung ein, schreitet 'mit geschwellter Brust' und scheint mit seinem/ ihrem Auftreten den Raum zu vereinnahmen. Mit dem Gefühl des Stolzes gehen somit häufig exoterische Verhaltensweisen einher, das heißt ein nach außen in die Umwelt gerichtetes Agieren (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 251f.). In den Interviews zeichnet sich der Stolz in der Darstellung der eigenen Leistungen und Erfolge ab, welche größtenteils verbale und paralinguale Elemente wie geringe Lautstärke, relativierende Partikel oder Lachen bemüht um dem Eindruck von Hochmut zu entgehen. Fallweise werden von Erzählenden aber auch Kampf- und Siegesmetaphern eingesetzt, welche in erstem Fall Konkurrenzverhältnisse und Dominanzansprüche zwischen Interagierenden in die Diskussion bringen und in zweitem Fall den Triumph über „VerliererInnen“ implizieren (vgl. VI), und den Stolz relativ offen präsentieren.

Die Dynamis für verbalen Widerstand kann, wie eine befragte Person nachfolgend vorführt, über Stolz hinaus einen 'Triumph' bescheren, wenn durch den eigenen Gegenschlag ein Handlungs- und Machtentzug des Gegenübers erlebt wird:

> VI. „Is halt **so** ein Triumph, dass das alles wieder wegmacht. Also, es … ich geh aus solchen Situationen meistens als Sieger heraus. Also, auch mit diesem Gefühl, dass es … für mich war's okay. Weil die Leut halt ... [trommelt mit Fingern auf Tisch] die sind wirklich dann am Boden zerstört.“ (#5), 2011

Wie hier deutlich wird, kann mit der Sicherung des Handlungsvermögens und der

Situationshoheit ein 'Triumph' einhergehen, der für Gefühle der Befriedigung und Genugtuung steht. Diese Affekte rühren daher, dass mit dem Gegenangriff ein Unrecht wiedergutgemacht wird, das der zuvor herabgewürdigten Person widerfahren ist. Der Gegenangriff als eine Machtergreifung bei gleichzeitigem Erleben des Machtentzugs eines Kontrahenten oder einer Kontrahentin liefert somit eine zeitlich begrenzte beziehungsweise episodisch auftretende Genugtuung. Diese episodischen Gefühle vermögen, ähnlich wie der Stolz, den Selbstwert einer Person auf Dauer zu steigern, jedoch sind sie deutlich mit Affekten der Wut und des Zorns im Bezug auf die in den Augen des Befragten unrecht agierenden Personen oder Gruppen verknüpft.

Alle Befragten, welche ihren Stolz auf das eigene Vermögen hinsichtlich Sprache artikulierten, erzählten von wiederholten Ereignissen, in denen ihnen der eigene Wert vor Augen geführt wird und/ oder ihnen die Wertschätzung Anderer angedeiht und die somit die Grundlage für eine Disposition zu einem Gefühl von Stolz beziehungsweise für ein positives Selbstwertgefühl bilden. Als Disposition prägt das Selbstwertgefühl eine Existenz, denn nicht nur richtet es sich dauerhaft auf die gesamte Person, sondern hat als positive Grundeinstellung zu sich selbst in diversen Situationen einen affirmativen Einfluss auf den individuellen Entwurf zur Welt. Der Gegenstand oder die Fähigkeit, die dem Stolz als Nährstoff dient, muss des Weiteren in einer gewissen Qualität vorhanden sein (vgl. auch Demmerling/ Landweer 2007: 248; Hume 1978: 9). So bezieht sich der Stolz auf die sprachlichen Kompetenzen einer Person, genauer betrachtet, auf den Umfang des Wortschatzes, die 'akzentfreie' Aussprache und die grammatikalisch und syntaktisch 'richtige' Satzbildung. Oder, wie in Ausschnitt V, auf die Fähigkeit die situative Handlungsmacht dank des eigenen Sprachrepertoires mühelos zu wahren. Wesentlich ist zur allgemeinen Verfasstheit des Gefühls des Stolzes festzuhalten, dass die Fähigkeit oder Leistung, die eine Person stolz macht, allgemeine Wertschätzung erfahren kann, jedoch nicht muss. Der Stolz auf das sprachliche Vermögen kann beispielsweise mich stolz machen, während für Andere diese Kompetenzen unwesentlich sind. Gegenstände, Fähigkeiten oder Eigenschaften, die der einen Person Auslöser von Stolz werden, können der anderen als irrelevant, gar als verabscheuenswürdig erscheinen. Die Urteile und Einstellungen, die mit Stolz einhergehen, sind folglich stets subjektiv.

Die befragten Personen erweisen sich, abgesehen von dem genannten Vermögen verbalen Widerstand zu leisten, des Weiteren als stolz auf ihre Lernerfolge und sprachlichen Kenntnisse. Zwei Befragte führen dazu aus:

VII. „Und im Prinzip, von von den Empfindungen her, ich hab * in der Volksschule war's ... ich wurde dann meistens unglaublich gelobt dafür. Also ich hab irgendwie dann schon auch mein Ego darauf aufgebaut, dass ich [atmet ein] dass ich deutsch lernen konnte und so weiter.“ (#3), 2011

VIII. „Aber dann hab ich mich langsam gewöhnt [an den Dialekt; Anmerkg.LH]. Und heute bin ich, glaub ich, um noch vielleicht ein **Schrittchen**, nach zwanzig Jahren [atmen ein], davon entfernt, dass ich sogar den Wiener Schmäh im Gasthaus versteh, nand?“ (#1), 2011

Hier verankert sich das Gefühl des Stolzes zum einen am kulturellen Kapital in Form von Auffassungsgabe und Tüchtigkeit, die den Spracherwerb ermöglichen, sowie an dem die Bildungsmöglichkeit stiftenden ökonomischen Kapital[21] (vgl. Bourdieu 1991: 230), und zum anderen an der jahrelangen und Früchte tragenden Investition in das eigene Kapital. Das erfolgreiche Erlernen von Sprache dient schließlich als ein Kriterium dafür die eigene Person anhand der erbrachten Leistung wert zu halten sowie unter Umständen gar Anerkennung Anderer dafür zu ernten. Hierin zeigt sich eine grundlegende Sprachideologie, die bestimmend für das leiblich-affektive Erleben einer Person werden kann und wesentlich zu ihrem Entwurf zur Welt beiträgt. Wie wir gesehen haben, lässt sich in den Interviews zunächst eine starke Tendenz dahingehend beobachten, dass der Spracherwerb allgemein als eine Leistung betrachtet wird[22], welche, so die Vorstellung, letztendlich einen Nutzen oder Ertrag bringen soll. Anhand von 'Fehlern', welche im Lernprozess und schließlich im alltäglichen Gebrauch gemacht werden, wird nicht nur Leistung gemessen, sondern Sprache zu einer messbaren und bewertbaren Einheit gemacht (vgl. dazu detaillierter Kapitel 4.3.). Insbesondere institutionelle Rahmen, wie ihn Schulen oder Universitäten stellen, sind durch die Erwartung einer mit einem Ergebnis vollendeten Anstrengung an SprachlernerInnen geprägt. Doch auch allgemein wird dem Erwerb 'einer Sprache' die Idee unterlegt schlussendlich ein Resultat zu haben, nämlich 'eine Sprache' zu können – auf die Konstanz von Sprache und von individuellen sprachlichen Kompetenzen, die einem vermeintlichen Können zugrunde liegen, wird in Kapitel 4.3. eingegangen – und davon einen Nutzen ziehen

21 Bourdieu unterscheidet vier Arten von Kapital, namentlich das ökonomische Kapital (monetäre und materielle Ressourcen), das soziale Kapital (soziale Beziehungen und Netzwerke), das kulturelle Kapital (soziales Wissen und Qualifikationen sowie Handlungsformen und Einstellungen) und das symbolische Kapital (Prestige, Ruf und Ansehen). „The kinds of capital“, so Bourdieu, „like trumps in a game of cards, are powers which define the chances of profit in a given field [...]“ (Bourdieu 1991: 230). Je nach Umfang und Art des Kapitals einer Person wird ihr eine Position in sozialen Feldern zuteil. (vgl. Bourdieu 1991: 230)

22 Hierbei sind Abstufungen im Respekt für die Leistung festzuhalten, die sich etwa nach dem Prestige 'der Sprache' und der Motivation einer Person 'eine Sprache' zu lernen manifestieren. So fanden sich in den Gesprächen beispielsweise abwertende Seitenhiebe gegen die Motivation Spanisch lernen zu wollen, weil es zur Zeit 'in Mode' sei und der/ die Lernende gerne Salsa tanze.

zu können. Dergestalt wird im Spracherwerb ein Kapital erlangt, das den SprecherInnen Chancen und Macht bieten soll. In Zusammenhang mit dieser Sprachideologie bezüglich der sprachlichen Fähigkeiten als Kapital artikulieren die Befragten in den Interviews das Empfinden von Sicherheit, das ihnen ihre Sprachkenntnisse geben. Mehrsprachige Kompetenzen werden durchgängig als ein 'Vorteil', eine 'Erleichterung' und 'Chance' gesehen und weisen in Folge einen engen Zusammenhang mit einer Atmosphäre der Sicherheit hinsichtlich beruflicher und finanzieller Belange der InterviewpartnerInnen auf. In den folgenden beiden Sequenzen wird dieses Empfinden von den Befragten ausgedrückt:

> IX. „Und das is halt immer der Standpunkt, immer irgendwie. Also ich kann mich halt sehr gut irgendwie damit identifizier'n, irgendwie, dass ich auch mehrsprachig aufgewachsen bin und ich seh's halt sehr als eine [hält inne] ** Erleichterung, ja. Wurscht wohin ich geh, ja, ich hab überhaupt kein Problem damit mit irgendwelchen Leuten [atmet ein] zu kommunizieren, auch wenn ich die Sprache halt auch nicht kann oder wenn sie die Sprache nicht können. Es is halt die [atmet schnell ein und aus] die Hände und Füße, die man halt benutzt und sich halt * verständigt. Und das funktioniert halt auch und deswegen is das auch so cool, dass ich so fest am Boden dann steh.“ (#6), 2011

> X. „Is irgendwie so ein Gefühl der Sicherheit … also dass man, okay. * Jetz kann ich diese Sprachen, und vielleicht nicht so perfekt, aber zumindest * irgendwie kann ich's. Ich kann kommunizieren, ich werde verstanden, so oder so * und **das** ermöglicht mir irgendwie mehr Sachen. Das ist äh das eröffnet mir so eine Art **Chance**. [Anonymisierung] also man hat so eine … so ein Gefühl, dass man jetz etwas kann und so eine Basis hat, die eigentlich auch einem im Weiteren helfen wird, in anderen Sachen.“ (#4), 2011

Das mehrsprachige Repertoire der Befragten gründet, wie sie beschreiben, eine sichere und vertrauenswürdige Atmosphäre oder Stimmung sowohl in Bezug auf Facetten und Umstände des momentanen Lebens, als auch auf die Zukunft. Wie in Sequenz XI erkennbar, resultiert die sichere Stimmung aus den wiederholten Erfahrungen in Situationen interagieren und Handlungsmacht erhalten zu können. Die Sicherheit birgt das Vertrauen in die eigenen Kompetenzen sowie darin sich auch zukünftig behaupten zu können. In diesem Sinne kann die Stimmung der Sicherheit mit einem Gefühl der Zufriedenheit einhergehen, welche sich im Allgemeinen sowohl auf Tätigkeiten oder Zustände bezieht als auch auf das ganze Leben. Als eine Zufriedene sieht sich die Person nicht veranlasst ihre Meinung oder ihre Situation zu verändern („Und das ist halt immer der Standpunkt, immer irgendwie.“ (#6, 2011)), vielmehr ergibt sie sich ihrem Erfüllt-sein, Wohlbefinden, In-sich-Ruhen sowie ihrem Stolz auf und ihrem Vertrauen in sich und in ihr Vermögen.

In Sequenz X wird die Atmosphäre der Sicherheit in Bezug auf das Vermögen zu kommunizieren, sich verständlich zu machen und somit die Situationskontrolle zu bewahren thematisiert, was in weiterer Folge der Einschätzung der befragten Person nach Chancen bietet, Perspektiven eröffnet und einen fruchtbaren Boden für zukünftige Vorhaben stellt. Der/ die Erzählende versteht sein/ ihr languaging Geschick nicht als 'vollständig' oder 'perfekt', aber soweit zur Verständigung reif, dass es ihm/ ihr als Kapital dienen kann.

An dieser Stelle seien Unterschiede in der Darstellung im leiblich-affektiven Erleben von männlichen und weiblichen Befragten thematisiert. Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass, wie Landweer (vgl. 2007a: 64) betont, alle Menschen in allen Milieus und Kulturen potentiell vor dem gleichen Spektrum an Gefühlen stehen, sie Gefühle in unterschiedlichen Kontexten jedoch verschiedentlich akzentuieren, kultivieren oder verdecken und Emotionen somit als sozial konstruiert zu betrachten sind. In der Folge stellen Männer in den Interviews ihre Gefühlswelt anders dar als die befragten Frauen (vgl. auch Hessenberger 2011: 75), wie sich hinsichtlich des Gefühls des Stolzes und der Disposition zum Selbstwert deutlich abzeichnet. Während in den Interviews Männer dazu tendieren ihre Erfolge und Leistungen, die sie mit Stolz erfüllen und ihren Selbstwert heben, offen zur Geltung zu bringen, neigen Frauen dazu Stolz seltener beziehungsweise relativierend darzulegen. Die unterschiedliche Darstellungsform kann nun zum einen von einer geschlechterspezifischen Darstellungspraxis von Gefühlen abhängig sein und zum anderen von der Interviewsituation selbst, in der das Geschlecht der Befragten und der Interviewten (neben anderen Faktoren wie Alter, Beruf et cetera) verzerrenden Einfluss auf die Darstellungsweise genommen haben mag. So ist anzunehmen, dass Gespräche, in denen die sozialen Positionen zwischen InterviewerIn und Interviewten stark differerieren, eine geringere Tiefe in den Erzählungen erreichen als jene, in denen sich die genannte Faktoren annähernd gleichen (vgl. Hessenberger 2011: 75).

4.3. GEFÜHLE DER SCHAM & PEINLICHKEIT

Betrachten wir der Befragten leibliches Erleben in einem monolingualen Feld, so sind Gefühlen der Scham und der Peinlichkeit Beachtung zu schenken. Die Befragten erläutern in den Interviews nicht nur Situationen im Zusammenhang mit Sprache, die bei ihnen Scham oder Peinlichkeit auslösen, sondern auch implizite wie explizite Strategien mit diesen Gefühlen und den sie enthaltenen Umständen umzugehen. Doch beginnen wir am Anfang. Die folgende Sequenz legt dar, inwiefern Scham und Sprache in Zusammenhang stehen können:

> XI. „Also, vor allem, ich ich schäme mich eher beim Englischen für meine grammatikalischen Sachen und so weiter. Oder [atmet ein] dass mir dann oft irgendwelche Worte nicht einfallen.“ (#3), 2011

Die befragte Person erklärt, dass Schamgefühle insbesondere hinsichtlich grammatikalischer oder lexikalischer 'Fehler' im Englischen auftreten. Im Allgemeinen resultieren Schamgefühle aus dem *eigenen* Verstoß gegen eine Norm, ein Ideal oder einen Standard, welche eine Person selbst sowie eine mit ihr in Relation stehende Gemeinschaft anerkennen und geltend machen. Übertritt eine Person die für sie und andere bindende Norm, so reagiert sie auf die unrechte Verletzung mit Scham. Ziehen wir die oben erörterten Affekte der Empörung und des Zornes heran, die ebenfalls bei einem Verstoß gegen eine geltende Norm auftreten, so zeigt sich, dass diese Gefühle im Unterschied zur Scham in Reaktion auf den Normbruch *Anderer* entstehen. Insbesondere Empörung und Scham weisen dabei eine enge moralische Beziehung zueinander auf. Schließlich gilt eine Norm dann in einem moralisch relevanten Sinne, wenn sich eine Person bei dem eigenen Verstoß schämt und gar schuldig fühlt und bei dem Verstoß Anderer mit Empörung reagiert. Moralische Scham und Empörung treten folglich als komplementäre Gefühle auf.

Im Falle der Schamgefühle der befragten Person aus Sequenz XI lässt sich von einer Verletzung eines sprachlichen Standards beziehungsweise Ideals ihrerseits ausgehen, die sie hinsichtlich lexikalischer und grammatikalischer 'Defizite' im Englischen begeht. Hier zeigt eine zentrale Sprachideologie ihre Wirkung, die darin besteht, dass 'eine Sprache' als *normativer*[23] grammatikalischer und syntaktischer, orthoepischer und orthografischer, lexikalisch-semantischer und semantisch-pragmatischer sowie rhetorischer und stilistischer Komplex (vgl. Lewandowski 1994: 1037f.) betrachtet wird. Kommt einE SprecherIn den normativen Regeln hinsichtlich der vorgegebenen Standards nicht nach, so weist ihr Sprechen der Ideologie zufolge 'Defizite' oder 'Mängel' auf. Eine weitere, mit der genannten verflochtene Sprachideologie ist das „sprachliche Reinheitsgebot“, wie es Gogolin (vgl. unter anderem Gogolin 1998; Gogolin 2003) bezeichnet. Diese normative Regel besagt, dass ein einwandfreies Sprachvermögen bei strikter Trennung diverser 'Einzelsprachen' vorläge und ein languaging in Folge als Indiz für 'schlechte Sprache' gilt. Gogolin sieht nicht nur die gängige Lehr- und Unterrichtspraxis dieser Vorstellung aufruhen, sondern auch die anerkannte

23 Im Gegensatz zu einem deskriptiven Konzept, welches Sprache entsprechend der Sprachwirklichkeit und dem situativen Sprachgebrauch auf die Häufigkeiten der gebräuchlichen kommunikativen Sprachmittel hin erfasst. (vgl. Lewandowski 1994: 1037f.)

wissenschaftliche Forschung und Theoriebildung. (vgl. Gogolin 2003: 59) Institutionen wie Schulen, universitäre Sprachausbildungen sowie die Wissenschaft selbst tragen wesentlich dazu bei Ideologien solcher Art zu verfestigen. Bedeutend ist ferner, dass wir sie alle jeden Tag leben, wie sich sowohl in den Interviews als auch in ehrlicher Selbstreflexion zeigen lässt.

Lenken wir die Aufmerksamkeit wieder auf die befragte Person. Sie begeht ihrem Empfinden nach im Englischen häufig 'Fehler' und bricht damit genannte sprachliche Standards und Ideale einer Gemeinschaft, worauf sie ihrer Darstellung nach üblicherweise mit Scham reagiert. Der Verstoß gegen den Standard beziehungsweise das Ideal grammatikalisch 'richtig' und lexikalisch reich zu sprechen kann daher als der Verankerungspunkt des Affekts und die eigene Person als der Verdichtungsbereich festgemacht werden. Am Verdichtungsbereich wird deutlich, dass die Scham die ganze Person in ihrer Identität betrifft und ihr in ihrem schamhaften Verhalten die soziale Anerkennung in der Situation nimmt. Hiernach ist es kaum vorstellbar mit Würde aus einer schamvollen Lage zu treten. Die Scham wirkt im Sinne einer Sanktionierung der handelnden Person für ein Verhalten, welche die in der Gemeinschaft geteilten Normen, Ideale und Standards missachtet. Dafür erfährt die Person kraft der Scham eine Bestrafung am eigenen Leib oder wie Merleau-Ponty es formulierte: „Scham und Schamlosigkeit haben somit ihren Ort in einer Dialektik von Ich und Anderem, die die von Herr und Knecht ist […] Scham und Schamlosigkeit [drücken] nichts anderes als die Dialektik der Vielheit der Bewusstsein [sic!] aus […]. […] Was man zu besitzen sucht, ist […] ein vom Bewusstsein beseelter Leib;“ (PhdW 199f.). In diesem Zusammenhang dient das Gefühl der Scham als Mittel dafür soziale Unterschiede auf leiblich-affektiver zu legitimieren und zu stabilisieren: „Soziale Scham ist Wahrnehmung, Deutung, Verfestigung von Ungleichheit, Beschämung deren Kontrolle“, so mahnt Neckel (1991: 231) maximenhaft. Denken wir etwa an den oben erörterten Vorfall auf einem Amt (vgl. Sequenz IV), bei dem der Beamte/ die Beamtin die befragte Person in gebrochenem Deutsch versucht aus der Tür und auf eine degradierende Weise auf einen untergeordneten Status zu verweisen. Aus der Erzählung schließend, intendiert der Beamte/ die Beamtin die befragte Person schamhaft zu betreffen um dergestalt den sozialen Unterschied zwischen ihnen zu fundamentieren. Allein, die befragte Person lässt sich leiblich-affektiv nicht in das von dem/ der Staatsbediensteten angestrebte Herr-Knecht Verhältnis drängen, sondern kehrt es vielmehr in ihrer Empörung um und macht den Beamten/ die Beamte zum Knecht.

Wie hängen Sprechen und Scham weiter zusammen? In der nachstehenden Sequenz beschreibt die befragte Person, wie sie lange Zeit in der Schule nicht zu sprechen pflegte um

nicht in die unangenehme Situation zu kommen wegen der Fehler, die sie als Deutschlernende unweigerlich machte und die sie selbst störten, schamhaft betroffen zu werden. Sie hatte 'Angst zu sprechen' und reagierte in Umständen antworten zu müssen körperlich sehr intensiv:

> XII. „Nach zwei Jahren dort des Nicht-Sprechens hab ich angefangen schon ein bisschen mehr zu sprechen, aber eben nur, wenn ich wieder gefragt wurde oder, ahm, so wenn ich etwas brauchte oder selbst etwas nachfragen wollte. Aber auch im Unterricht oder bei den Professoren hatte ich Angst zu sprechen. […] und wenn ich so gefragt wurde, dann hatte ich Angst, immer so ein Herzklopfen und ich wurde rot und so nervös und dann konnte ich nicht wirklich sagen, was ich wollte [lachend].“ (#4), 2011

Betrachten wir in einem ersten Schritt das leibliche Empfinden. Wie aus den Interviews hervorgeht, ist das Gefühl der Scham ein äußerst tiefgehendes mit intensiver leiblicher Betroffenheit. Akute Scham widerfährt uns unerwartet und plötzlich, doch verbleibt sie nur kurze Zeit. Als Beschämte empfinden wir den Drang augenblicklich aus der Situation zu entschwinden, uns 'in Luft aufzulösen' oder 'im Erdboden zu versinken', allein kennzeichnet die schamvolle Situation die Unmöglichkeit sich ihr zu entziehen. Die Scham durchflutet uns mit einem Schlag und uns scheint, als zöge sich unser Leib zusammen, bevor dies Empfinden wieder abflaut. Im Gefühl der Scham unterliegen wir dem Eindruck, die ganze Existenz konzentriere sich auf eineN selbst. Die befragte Person beschreibt nachstehend sehr eindringlich, wie sie sich voller Scham im Glauben wiegt alle Welt würde auf sie blicken und Zeugin ihrer sprachlichen Inkompetenz werden:

> XIII. „Und **hier** war noch so eine Situation, wo ich irgendwie im Zentrum stand und alle wollten hören oder, ich **glaubte**, dass **all**e wollten hören, was ich sage, ich nehme an, dass keiner sich irgendwie überhaupt [hält inne] dass keiner Interesse hatte daran, was ich sage, weil eh alle irgendwie mit eigenen Sachen beschäftigt waren. Aber für mich war es, als ob die ganze Welt jetz auf mich schauen würde. <Und ich * war nicht imstande etwas Gescheites zu sagen.> Und dass, ja, dass ich jetz die Blöde bin. Irgendwie so. -Also das hat --mich gestresst.-- * --Furchtbar war das.--“ (#4), 2011

Als Schamerfasste vermeinen wir missbilligenden und höhnischen Blicken ausgeliefert zu sein, denen wir nicht standzuhalten vermeinen. Statt wie beim Gefühl des Stolzes den Blick zu erwidern, senken wir ihn im Falle des Schamgefühls. Sollte es uns in potentiell schambehafteten Situationen gelingen den Blick zu heben, haben wir uns von dem Schamgefühl zumindest soweit distanziert, dass das schwächere Gefühl der Peinlichkeit auftritt. In diesem Zusammenhang weisen die PhilosophInnen Demmerling und Landweer darauf hin, dass die Blicke und das Gefühl präsentiert zu werden wesentlich für das Schamgefühl sind. Es „ist ein Gefühl, das einen [und eine; Anmerkg. LH], vermittelt über die

tatsächlichen oder bloß vorgestellten Blicke der anderen, auf das Missverhältnis stößt, in dem das tatsächliche Verhalten zu dem steht, was andere von einem [und einer; Anmerkg. LH] erwarten und dazu, wie man ihnen erscheinen möchte“ (Demmerling/ Landweer 2007: 220). Obwohl „SchamzeugInnen“ (Landweer 1999: ab 92) konstitutiv für Schamgefühle sind, ist es demzufolge auch möglich sich vor sich selbst zu schämen. In diesem Fall ist die Scham ohne Publikum möglich, da die Perspektive Anderer auf das Subjekt internalisiert wurde (vgl. ausführlicher Landweer 1999: 92-125).

Kommen wir wieder auf Sequenz XII zurück. In einem zweiten Schritt gilt es der 'Angst zu sprechen' Beachtung zu schenken, welche über das akute Gefühl der Scham hinauszugehen scheint. Im Allgemeinen bedeutet akute Angst sich in einer Situation zu befinden, die für eineN unkontrollierbar und bedrohlich erscheint. Ungeachtet dessen, ob es sich um eine reale oder lediglich um eine mögliche Gefahr handelt, die Angst als Disposition dient einer Person als Warnsystem und hält sie an sich vor der Gefahr zu schützen. Diese Überlegung kann auch im Fall der befragten Person geltend gemacht werden, insofern die 'Angst zu sprechen' im Unterricht und vor dem Lehrpersonal sie davor bewahren soll in eine für sie peinliche oder beschämende Situation zu kommen. In dieser Qualität ist sie weniger als akutes Gefühl, sondern als Disposition zu verstehen. Wie die befragte Person ausführt, manifestiert sich die Angst körperlich in Erröten und Herzklopfen, das heißt sie wird im Eintreten der befürchteten Situation akut und vermag alsdann nicht in mehr positiver Weise dazu beitragen sinnvoll zu handeln. Vielmehr führen die Angst und die entstandene Nervosität dazu, dass die Person nicht in der Lage ist das zu sagen, was sie will.

Die beschriebene Angst kann als Disposition die Funktion der Schamvermeidung übernehmen, da, wie die befragte Person erläutert, sie aus Gründen des Selbstschutzes wenig bis gar nicht zu sprechen pflegte. Der/ die Erzählende hat Verhaltensweisen, Einstellungen und Haltungen herausbildet, deren Ziel es ist Scham und schamerzeugende Situationen vorzubeugen. Alltagssprachlich wird eine derartige Disposition 'Scheu' oder 'Schüchternheit' genannt, welche die Person häufig davon abbringen in Situationen einzugreifen. Die erzählende Person beschreibt sich selbst als 'asozial' und 'nirgends reinpassend', was wohl daraus resultiert, dass mit einer Disposition zur Scheu oder Schüchternheit ein Sich-Exponieren vor Mitmenschen und insbesondere vor Autoritäten oder Respektspersonen größtenteils ein unangenehmes Unternehmen für die betroffene Person darstellt. Dies führt die Person in der Folge aus:

> XIV. „Ich hab nirgends reingepasst. [lacht] Das hat mich auch genervt. Deswegen sag ich das ist mein Problem, weißt du, ich bin irgendwie asozial. […] Oder was weiß ich.

> Und ah und meine Sprache hat auch darunter geleidet, weil ich jetzt kaum gesprochen habe. [lacht] Ja, also, es war so ein Kreis, aus dem man nicht raus kommen kann.“ (#4), 2009

Die befragte Person spricht einen Teufelskreis an, der daraus resultiert wenig zu sprechen um keine Fehler zu machen und in Folge aus Mangel an Praxis weiterhin Fehler zu machen. An diese emotionale Belastung und dem Druck hinsichtlich ihrer Sprachkompetenzen reiht sich der Mangel an sozialen Kontakten, Zweifel an der eigenen Person, Ungewissheit bezüglich der Zukunft et cetera, was nicht nur erhebliche Implikationen für das Selbstbild und die Identität einer Person hat, sondern stets auf das Verhalten und die alltäglichen Entscheidungen einer Person Einfluss nimmt. Wie Person #4 den Kontakt mit ihren Mitmenschen minimal gehalten hat und gar eine Sprechblockade erlebt, so legen auch andere InterviewpartnerInnen eine gewisse Vorsicht an den Tag in konkreten Interaktionen aktiv einzutreten:

> XV. (#7) „Aber das is auch bei einer Diskussion bei einem Abendessen mit Freunden. Also, da wird über Politik gesprochen oder über … ** da möcht ich schon meine Anteilnahme an das Ganze an das Ganze geben. Aber ähm * [atmet ein] ist auch irgendwie gehemmt. Außer vielleicht es geht um [Anonymisierung: Landes-] Politik und da kenn ich mich besser aus und es is mir wurscht was ich sage [lacht leise].“
> (LH) „Mhm.“
> (#7) „Oder wie ich das sage.“
> (LH) „Aha, okay, mhm.“
> (#7) „Es kann schon sein, das hat vielleicht mit einer ... [atmet ein] ah unterlegene# Unsicherheit oder wahrscheinlich, wo ich sicher bin, dann [hält inne] geht’s.“ 2011

> XVI. „Ich ich schweige nur. Irgendwie verschließt sich etwas und ich hab nicht, ich hab kein Bedürfnis äh Bedürfnisse etwas zu sagen. Ich will nichts sagen. Ich habe irgendwie nichts zu sagen. Irgendwie so eine Blockade.“ (#4), 2011

Der/ die InterviewpartnerInnen beschreiben eine 'Hemmung' oder 'Blockade' zu sprechen, befinden sie sich in exponierten Situationen. Sofern folglich im Umfeld Unsicherheiten und potentielle Bedrohungen erkennbar sind, stellt das Schweigen eine Handlungsoption dar. Im Schweigen manifestiert sich dabei eine Ablehnung der Welt, so wie sie sich der Person präsentiert, und eine Verwehrung an ihr zu partizipieren. Es liefert zudem die Möglichkeit die Handlungsmacht zu erhalten, indem die Gefahren einer ausgesetzten Lage vermieden werden. In den Worten Merleau-Pontys ist das Schweigen dann „nur Modalität des stimmhaften Seins […]“ (PhdW 417). Die leibliche Existenz entwirft sich nicht exoterisch zur die Welt hin, sondern verschließt sich vor ihr.

Zweifelsfrei ist es nicht nur den befragten Personen unangenehm schamhaft betroffen zu

werden. Auf Basis ihrer umfangreichen Studien zu Gefühlen können die PhilosophInnen Demmerling und Landweer vielmehr aufzeigen, dass der überwiegende Großteil der Mitglieder einer Gemeinschaft bemüht ist sich vor beschämenden Situationen zu schützen. In alltäglichen Interaktionen hat sich die Schamvermeidung daher als habitualisierte Praxis und körperliche Disposition etabliert. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 242f.) Es darf jedoch nicht übersehen werden, dass Schamgefühle in verschiedenen Gesellschaften höchst unterschiedlich verteilt sind (vgl. Neckel 1991; Landweer 1999; Mesquita/ Scherer/ Frijda 1997; auch Cole/ Tamang/ Shrestha 2006). Ohne allgemeine Aussagen machen zu können, ist in den hier geführten Interviews augenfällig, dass ausschließlich Frauen das Gefühl der Scham im Bezug auf Sprache und Sprechen vorbringen. Dies mag nun an einer unterschiedlichen Verteilung von Scham zwischen den Geschlechtern in der Gesellschaft liegen oder an der für Männer spezifischen Selbstdarstellung, für welche Handlungsvermögen und Dominanz prägend zu sein scheinen und somit das Empfinden von Scham abträglich wäre. Sofern die Scham als leiblich-affektives Mittel der Reproduktion sozialer Ungleichheit gedeutet wird und Sprache als Indiz für ein Anders-sein instrumentalisiert werden kann, mag das Schamgefühl des Weiteren vor allem von SprecherInnen erwartet werden, die von standardisierten monolingualen Sprachnormen abweichen, sprich von Personen mit Migrationshintergrund (vgl. IV, V). Diese sind von außen nur anhand eines 'Akzents' erkennbar und mit einem solchen sprachen in der vorliegenden Studie nur Frauen, weshalb vielleicht eine Ungleichverteilung von Scham vorliegt. Auch die Kombination des Geschlechts Frau und des gesellschaftlichen Status Migrantin als Abweichung eines „Durchschnittsösterreichers“ mag eher dazu führen vom Gefühl der Scham betroffen zu werden.

Die Ursachen für diese Ungleichverteilung müssen ungeklärt bleiben. Wir halten jedoch fest, dass mittels des Gefühls der Scham sprachliche Normen, Standards und Ideale sowie Ungleichheiten zwischen SprecherInnen legitimiert und stabilisiert werden können. Des Weiteren hat die Scham nicht zuletzt wegen der Disposition zur Schamvermeidung eine wesentliche soziale Funktion inne. „Die Disposition, Scham möglichst zu vermeiden, erzwingt auf leise Art und völlig gewaltlos einen verlässlichen Sockel geteilter Konformität in den Verhaltensweisen, und zwar auch in jenen Gesellschaften, die dem eigenen Selbstverständnis nach so modern und aufgeklärt sind, dass annähernd jede Norm oder Konvention öffentlich in Frage gestellt werden kann. Diese Funktion, kleine Gruppen, größere Gemeinschaften oder gar Gesellschaften durch die Angst vor Beschämung auf einen 'Satz' geteilter Normen unbemerkt einzuschwören, hat die Scham neben und zusätzlich zu

ihrer herausragenden Bedeutung für die Moral.“ (Demmerling/ Landweer 2007: 243)

Das Schamgefühl steht in enger Beziehung zum Gefühl der Peinlichkeit. Wie bei der Scham zeichnet die peinliche Situation aus, dass ein Normbruch eintritt, der nicht übergangen werden kann. Die von der Peinlichkeit betroffene Person hat dabei eine Regel gebrochen, die sie sowie ihre Mitmenschen als Norm akzeptieren und verbindlich setzen. Im Unterschied zur Scham muss bei der Peinlichkeit die gebrochene Norm von keiner anwesenden Person als besonders wichtig erachtet werden, wie etwa die momentane Unaufmerksamkeit, die das reibungslose Stiegensteigen durch ein Stolpern stört. Trotzdem das Missgeschick und der Verstoß unwesentlich sind, unterbrechen sie die Routine des Alltags und können Peinlichkeit erzeugen. Die Peinlichkeit kann weiters auch von den ZeugInnen eines Normverstoßes empfunden werden, da diese die gebrochene Norm anerkennen, der/ die NormbrecherIn jedoch nicht. Ein weiterer wesentlicher Unterschied zur Scham liegt darin, dass bei dem Gefühl der Peinlichkeit nicht die gesamte Person, sondern lediglich ein gewisses Verhalten – wie etwa die Unaufmerksamkeit – diskreditiert wird. Die Peinlichkeit ist folglich im Vergleich zur Scham das schwächere und weniger intensive Gefühl. Leiblich betrachtet, bestimmen Druck und Anspannung akute Peinlichkeit, wobei der/ die peinlich Berührte nicht den Drang verspürt den Blick senken zu müssen. Ungleich der Scham handelt es sich bei der Peinlichkeit nicht um ein Gefühl der ausweglosen Vorführung, sondern dem/ der peinsam Betroffenen verbleiben Handlungsmöglichkeiten und Auswege. Wie das Gefühl der Scham hat die Emotion der Peinlichkeit in spezifischen Situationen die Funktion sowohl die von ihnen betroffene Person als auch die ZeugInnen an die gebrochenen Normen und Werte zu erinnern und anhand der leiblich-affektiven Wirkungskraft der Sanktion an ihren Einhalt zu mahnen.

Folgender Interviewausschnitt thematisiert Peinlichkeit im Kontext des Sprachlebens:

> XVII. „Und peinlich wurde es mir dann … ja es war mir vor meinen Eltern peinlich. Es war mir vor allem peinlich vor vor allem vor Freunden. Wenn ich ... ** eben. Es is mir noch immer peinlich vor allem bei hö# also, bei intelligenteren Gesprächen, wenn's [atmet ein] um um Sachen geht, die mich ja hier sehr interessier'n, um **Kunst** und und und um um das was ich mache beruflich. Und und und das kann ich [hält inne] nicht so gut erklärn. Und das is mir peinlich.“ (#3), 2011

Die befragte Person erklärt im Gespräch, dass sie damals wie heute der Peinlichkeit anheimfällt, wenn es ihr vor Familie und Freunden nicht gelingt ihre Interessen und beruflichen Aktivitäten in ihrer nicht-deutschen 'Muttersprache' zu erläutern. Die tatsächliche oder zumindest imaginierte Anwesenheit eines Publikums spielt für die Peinlichkeit eine

elementare Rolle, denn ohne seine wertende Präsenz verliert die Peinlichkeit ihre Basis. Dieser Umstand spiegelt sich in Beispiel XVII wider, in dem das Erleben der Peinlichkeit (neben der eigenen) von der tatsächlichen oder antizipierten Beurteilung ihrer sprachlichen Kompetenzen als 'mangelhaft' durch Familie und Freunde abhängig ist. Das Gefühl der Peinlichkeit ist ebenso wie das Gefühl der Scham stets im Kontext des Publikums betrachten, das den Normverstoß bezeugt oder bezeugen könnte. Derselbe Normverstoß kann beispielsweise in Anwesenheit gewisser Personen starke Scham auslösen, während er vor Anderen fast unbemerkt geschieht oder lediglich Peinlichkeit hervorruft. Tendenziell erleben wir Gefühle der Scham und der Peinlichkeit in einem intensiveren Maße vor Menschen, deren Urteil wir schätzen und deren Meinung für uns wesentlich ist. Dabei handelt es sich sowohl um die Meinung hinsichtlich der missachteten Norm als auch hinsichtlich der Person, welche gegen eine Norm verstößt.

Für das Gefühl der Peinlichkeit sind wiederum in einer Sozietät anerkannte sprachliche Normen, Ideale und Standards elementar, die als allgemein verbindlich gelten, anhand derer eine Beurteilung erfolgt und deren Verletzung unter Sanktion steht. So haben wir es im gegebenen Ausschnitt XVII erstens mit der Sprachideologie darüber zu tun, dass eine Person über eine 'Muttersprache' verfügt, die zu einem gewissen Grad 'korrekt' ist (vgl. mit dem oben erläuterten Konzept von Sprache als Regelkomplex) beziehungsweise auf einem bestimmten Niveau gesprochen wird. Die 'Muttersprache', so die Ideologie, wird als eine Art Gut betrachtet, über das eine Person zu allen Zeiten verfügt, das stets funktioniert und das sich nicht verändert. Auf Basis ihrer Erfahrungen haben die befragten mehrsprachigen Personen zwar Bewusstsein darüber erlangt, dass ihre 'muttersprachlichen' Kompetenzen Wandel erfahren, flüchtig sind und gar schwinden können (vgl. Kapitel 4.5.), doch finden sich die genannten ideologischen Konzepte wiederholt in ihren Erzählungen und Ansprüchen an sich selbst. In Beispiel XVII setzt die befragte Person voraus, dass ihre 'muttersprachlichen' Kompetenzen, obwohl sie in Österreich lebt und Deutsch als ihre Interaktionssprache pflegt, über die Zeit hinweg auf einem annähernd gleichen Kenntnisstand bleiben. Abweichungen von diesem ideellen Kompetenzniveau, wie sie es erlebt, lösen peinliche und gar schamhafte (vgl. XVIII) Betroffenheit aus, da ein ideologischer Standard nicht erfüllt werden kann.

Zweitens bedient sich die befragte Person sowie weitere InterviewpartnerInnen wiederholt einer nationalen Identifizierung mit dem Land, in dem sie geboren wurde – eine Identifikation, die dem sprachnationalen Konzept (vgl. Kapitel 2.3.) folgend einen Konnex zwischen Nationalität, 'Muttersprache' und nationaler Identität einer Person herstellt. Gemäß dieser Ideologie unterstellt sich die befragte Person der Erwartung aufgrund ihrer nationalen

Identität über Kenntnisse der 'Landessprache', welche zugleich die 'Muttersprache' ist, verfügen zu müssen. Werden hingegen sprachliche 'Mängel' bemerkbar, wie etwa in dem Unvermögen die Interessen und beruflichen Aktivitäten Freunden und Familie zu vermitteln, stellt sich das Gefühl der Peinlichkeit als Sanktionierung für den Normbruch ein. Folgende Sequenzen dienen der weiteren Illustration der erläuterten Ideologie:

> XVIII. „Ich glaub, es is wahrscheinlich [seufzt] wahrscheinlich in einer Zeit, wofür ich mich geschämt habe, dass ich [Anonymisierung: die Sprache] verlerne. Langsam. Und in einer Zeit, wo ich mich sehr sehr gewünscht hab in [Anonymisierung: einem Land] wieder zu leben.“ (#3), 2011
>
> und
>
> XIX. „Für mich war das auch damals, weil ich eben so [Anonymisierung: Land] vernarrt war eine Beleidigung, wenn man mich als als [Anonymisierung: ÖsterreicherIn] geschimpft hat oder so.“ (#3), 2011

Drittens lässt sich in den Interviews durchweg die Sprachideologie erkennen, unter Zuhilfenahme derer sprachliche Kompetenzen in direkten Zusammenhang mit der Intelligenz einer Person gesetzt werden. Das Sprechen wird demnach einer Bewertung hinsichtlich seiner Qualität unterzogen um daraus Schlüsse auf die Bildung und den Intellekt zu ziehen. Wir alle bedienen uns dieser wertenden Vorstellung, wenn wir in alltäglichen Interaktionen mit unseren Mitmenschen sprechen und ihr Sprechen vernehmen. In diesem Zusammenhang sei das erwähnte sprachliche Reinheitsgebot neuerlich erwähnt, das 'gutes' Sprachvermögen an der Befolgung der grammatikalischen und syntaktischen, orthografischen und orthoepischen, lexikalisch-semantischen und semantisch-pragmatischen, stilistischen und rhetorischen Regeln 'einer Sprache' festmacht. Geschicktes languaging wird dagegen eher selten als sprachliche Brillanz definiert. Legt eine Person nun Wert darauf ihre Bildung und ihren Intellekt darzubieten oder zumindest den Anschein dahingehend zu vermitteln, so wird sich dies unter Umständen in der Art und Weise des Sprechens niederschlagen. Gelingt dies nicht, wie etwa in der Mühsal dem engen Umfeld die individuellen Leidenschaften und Belange zu vermitteln (vgl. XVII), so mag der Person der Schluss nahe liegen, sie sei inkompetent, gar simpel, oder die Sorge auflasten, sie könne inkompetent oder simpel erscheinen. Diese Sprachideologie manifestiert sich latent in Sequenz XVII sowie XIII und wird, in Verbindung mit den bereits genannten anderen Sprachideologien, deutlich in den folgenden Ausschnitten ausgesprochen:

> XX. „Und im im im [Anonymisierung: Sprache] [hält inne] fall'n mir eben bei höheren

Sachen, eben Kunst, Politik, Wirtschaft was auch immer, * da komm ich mir einfach, also, ** dumm vor beziehungsweise hab Angst * dumm vorzukommen. Weil ich weil ich [atmet ein] nicht mal annähernd eigentlich * das ausdrücken kann, * was ich denke. * Ich kann nicht so **reich** ** das beschreiben, worüber ich denk.“ (#3), 2011

XXI. „Und mit der Sprache finde ich, man sollte sich gar nicht schämen. [...] so wie ich so das Gefühl haben, **selber**, [hält inne] ah:: * was das angeht nicht gut genug zu sein oder keine Ahnung.“ (#7), 2011

In Ausschnitt XX beschreibt die befragte Person den mit der Erfahrung die Gedanken zu Themen der Wirtschaft, Politik und Kunst nicht 'reich' ausdrücken zu können einhergehenden Anschein der eigenen Dummheit. Die erzählende Person konstatiert in Sequenz XXI zwar, dass sich SprecherInnen für ihre Sprache nicht schämen sollten, dennoch ergreift sie das Gefühl hinsichtlich ihrer sprachlichen Fähigkeiten 'nicht genug zu sein'. Besonders in der letzten Sequenz können LeserInnen erkennen, dass die Einschätzungen und Sorgen, welche die Befragten hier artikulieren, sich nicht primär auf Bildung und Intelligenz beziehen, sondern auf den sozialen Wert, der sich in unserer Gesellschaft häufig am Bildungsgrad und der damit verknüpften Intelligenz einer Person festmacht. Dazu mehr im folgenden Kapitel.

4.4. GEFÜHLE DER MINDERWERTIGKEIT

Der Eindruck Befragter 'nicht genug zu sein', den sprachlichen Normen und Idealen nicht zu entsprechen oder dem eigenen Selbstbild oder Wunschbild hinsichtlich Sprache nicht nachkommen zu können spiegelt sich insbesondere in den obigen Sequenzen XVII, XVIII, XX und XXI wider und zeigt eine Verknüpfung des Gefühls der Scham mit Gefühlen der Minderwertigkeit auf. In diversen Situationen scheinen Befragte ihren sozialen Wert auf Basis ihrer als 'unzureichend' erachteten sprachlichen Kompetenzen offenbar als gemindert anzusehen. Sprachliche 'Mängel', welche auf Basis geltender Sprachideologien bestimmt und häufig mit Beschämung durch Andere und Scham durch eineN selbst sanktioniert werden, können von einer Person gegebenenfalls als persönliche Unzulänglichkeit interpretiert werden und bei wiederholtem Erleben zu einem geringen Selbstwert führen. In diesem Zusammenhang ist die Bedingtheit der Selbstbewertung durch sozial anerkannte sprachliche Normen, Ideale und Standards hervor zu streichen. In der nachfolgenden Sequenz XXII bringt die befragte Person die Minderwertigkeitsgefühle hinsichtlich ihres Sprechens sowie ihrer ganzen Person deutlich zum Ausdruck. Sie erlebt an sich einen Mangel an Worten beziehungsweise ein Unvermögen sich auszudrücken, wobei diese scheinbare Inkompetenz insbesondere in ihrer 'Muttersprache' schwer wiegt, von der die Person sich erwartet sie

sprechen zu können. Dabei kommen die bereits in Kapitel 4.3. genannten Sprachideologien im Erleben von Sprache durch die befragte Person zu tragen:

> XXII. „Und ich **sehe** selbst, dass mir Wörter fehlen, dass mir die Fähigkeit fehlt mich auszudrücken. Schön und verständlich […] und das gibt mir so irgendwie ein Minderwertigkeitsgefühl [lacht], weil ich es nicht einmal **sprechen** kann. Was kann ich denn für eine Sprache, wenn ich solche einfachen Sachen nicht vermitteln kann in meiner Muttersprache? Welche Sprache ist dann die Sprache, die ich **kann**, wenn nicht Muttersprache?“ (#4), 2011

Im Gegensatz zum Selbstwertgefühl oder einer Disposition zu einem hohen Selbstwert überhaupt erscheint im Gefühl der Minderwertigkeit der eigene Selbstwert gering. Zu unterscheiden ist dabei das akute oder episodische Gefühl sich aufgrund eines gewissen Anlasses minderwertig zu fühlen von einer Disposition zu Minderwertigkeitsgefühlen, welche als eine negative Grundeinstellung zu sich selbst Einfluss auf den Entwurf einer Person zur Welt hat. Kommt es zu einer Verfestigung von Minderwertigkeitsgefühlen, so bildet sich ein geringes oder negatives Selbstwertgefühl heraus. Die akuten Gefühle der Minderwertigkeit können dabei vergehen, doch die durch dementsprechende wiederholte akute Gefühle entstehenden Dispositionen eines negativen Selbstwertgefühls können unabhängig von einem Ereignis Bestand haben. Ähnlich wie die Struktur des Stolzes und des Selbstwertes findet das Gefühl des Minderwerts seinen Verdichtungsbereich in der gesamten Person und den Verankerungspunkt in konkreten, hier negativen Eigenschaften, unzufriedenstellenden Leistungen oder Fertigkeiten einer Person.

Aus ihren extensiven Analysen schließen Demmerling und Landweer, dass es für das Entstehen von Minderwertigkeitsgefühlen, wie von Stolz, keines direkten Vergleichs von Fähigkeiten oder Qualitäten mit konkreten Anderen bedarf. Die Gefühle verdichten sich vielmehr um die ganze betroffene Person. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 247f.) Ausschnitt XXIII zeugt davon, dass es für ein akutes Gefühl der Minderwertigkeit weder eines faktischen Messens von sprachlichen Kompetenzen noch einer manifesten Bemerkung Anderer hinsichtlich sprachlicher 'Mängel' einer Person bedarf. Vielmehr – und das ist essentiell – sind die latenten sprachlichen Normen, Standards, Ideale und daran geknüpften Eigen- und Fremderwartungen hinreichend, damit eine Person ein passives, niederdrückendes und lähmendes Befinden des Minderwertigkeitsgefühls hinsichtlich ihres sprachlichen Verhaltens verspürt. Dieser Umstand verdeutlicht die Macht eines monolingual habitualisierten Umfeldes, das kraft genannter und etwaiger zusätzlicher Sprachideologien Identitäten mit zu formen vermag und soziale Ordnung herzustellen versucht:

> XXIII. „Aber dann denke ich ... buh **ich** hab das Gefühl, nicht dass sie [hält inne] mir das Gefühl geb'n, ja, dass ich ah nicht gut genug bin oder oder ah wegen der Sprache. Wegen des Fremdseins oder [atmet ein] ahm ... nur manchmal wirgli hab ich das Gefühl ich bin nicht ganz ein Teil, ja, vom Ganzen. Wegen der Sprache. Tatsächlich. * Sag, das is mein persönliches Gefühl. [schluckt] Wie gesagt, also ah niemand hat mir gesagt ah 'du kannst nicht amal sprechen oder dich artikulier'n' oder … nein. Das is nie passiert. * Mir persönlich.“ (#7), 2011

Die Disposition zu Minderwertigkeitsgefühlen hat schließlich nicht nur erheblichen Einfluss auf die Identität und das daran geknüpfte Selbstbild einer Person, sondern schlägt sich mithin auf Verhaltensweisen nieder. Sequenz XXIV zeigt eindrücklich, wie die mit Minderwertigkeitsgefühlen einhergehende Unsicherheit und Gering- beziehungsweise Unterschätzung der sprachlichen Vermögen die erzählende Person davon abhält sich für Jobs zu bewerben oder in Interaktionen zu partizipieren:

> XXIV. „Das Resultat von dieser Unsicherheit ist, dass ich [hält inne] glaube, dass es eh nicht sich lohnt, zum Beispiel, für irgendeinen Job zu bewerben, weil [Anonymisierung: Sprache] is eh nicht so gut. Oder irgendwo zu sprechen, zum Beispiel. Ich trau mich nicht wirklich in [Anonymisierung: Sprache] [hält inne] über bestimme Inhalte zu sprechen, weil ich weiß nicht, wie man da [Anonymisierung: auf Sprache] über diese Inhalte spricht. Ich weiß auch nicht immer, welche Inhalte thematisiert werden und welche nicht. Und weil ich es nicht **weiß**, fühl ich mich unsicher irgendwie zu handeln, zu sprechen, ja.“ (#4), 2011

Schließlich muss auch im Zusammenhang der Minderwertigkeitsgefühle die augenscheinliche Diskrepanz in der Darstellung von Gefühlen zwischen den Geschlechtern angesprochen werden, insofern keiner der männlichen aber einige der weiblichen Befragten Gefühle des Minderwerts zur Sprache brachten. Die erhobenen Daten weisen eine Tendenz dahingehend auf, dass Frauen in ihrer Darstellung Insuffizienzen bei sich suchen und erleben, während Männer weniger den Fokus auf eigene Makel oder Fehler legen als auf die der Anderen. In Folge erwächst ein anderer leiblich-affektiver Entwurf zur die Welt hin, wie etwa die Divergenz zwischen Scham und Zorn, Selbstwert und Minderwert veranschaulicht. An den divergierenden leiblich-affektiven Entwürfen von Männern und Frauen zur Welt wird der Umstand deutlich, den die Soziologin Gesa Lindemann in ihrer Arbeit zu Geschlechtlichkeiten im Bezugsrahmen von Körper, Leib und Emotion beschreibt: hinsichtlich ihres Geschlechts wie auch, hier relevanter, des eigenen Selbstverständnisses erweisen sich Frauen stärker abhängig von der Anerkennung Anderer als Männer, welche sich behaupten (vgl. Lindemann 2011: 287). Konstatieren wir eine Tendenz von Frauen sich schamhaft oder peinlich betroffen zu präsentieren, so impliziert dies sich hinsichtlich der Selbstwahrnehmung in Abhängigkeit Anderer zu begeben. Demgegenüber akzentuieren

Männer stärker Gefühle des Stolzes oder auch des Zorns und der Empörung, welche sie primär in Eigenbestimmtheit für sich einnehmen. Diese Tendenz scheint sich unbewusst zu entwickeln, denn keineR der Befragten 'überlegt' sich oder 'plant', was oder wie sie oder er fühlt. Gewisse Muster und Dispositionen, wie sich eine Person gewissen Alters, Geschlechts, Milieus et cetera leiblich-affektiv zur Welt entwirft, sind inkorporiert. Nicht nur in Zusammenhang mit Geschlecht ist die Selbstverständlichkeit zu unterstreichen, mit der jedwede Gefühle bis zu einem gewissen Grad akzeptiert, als natürlich und eigen betrachtet werden. Keine der befragten Personen zweifelt jemals über die Legitimität ihrer Gefühle – allein Verdrängungen oder Verdeckungen 'unangenehmer' oder sozial als negativ erachteter Gefühle ist anzutreffen – , sodass Letzteren ein ontologischer Status zuteil wird.

4.5. GEFÜHLE DER TRAURIGKEIT

Auffallend ist schließlich der von vielen Befragten geteilte Eindruck, dass im Zusammenhang mit Sprache etwas verloren werden kann. Ein Verlust kann sich dabei auf Sprachkenntnisse selbst beziehen oder auch darauf, dass Sprache einer Person allem Anschein nach etwas wegnimmt. Vergleichen wir dazu die nachstehenden Sequenzen:

> XXV. „Wenn du nicht dauernd übst und so vergeht das [Sprache; Anmerkg. LH] halt, ja. Und * ahm einfach auch **schade**, ja. Ich find das is eine extreme Bereicherung.“ (#2), 2011

> XXVI. „[atmet ein] Aber die Muttersprache irgendwie nicht verwelkt, sondern ist irgendwie ein bisschen * **ja**. Vernachlässigt vielleicht. Und dann, wenn man irgendwelche [trommelt mit Fingern auf den Tisch] ah alten Wörtern hört, dann staunt man wie sie schön sind oder, also man, **ja**. [lässt Hand auf den Tisch fallen] [trommelt mit Fingern auf Tisch] Aber ich bin sehr zufrieden.“ (#1), 2011

> XXVII. „Eben, dass man Gefühl hat, dass durch die **Sprache** * ich etwas verlieren kann. * Ja, dass dann irg'ndwie, dass man letztendlich dadurch, dass man eben **keine** Sprache mehr **richtig** kann, dass man nicht erfolgreich wird. Dass man sich nicht gut genug ausdrücken kann, dass man nicht mit Menschen kommunizieren kann. Und Kommunikation ist, finde ich, schon wichtig. Dass man ahm irgendwie einfach nicht erfolgreich, weil man eben nicht kommunizieren kann.“ (#4), 2011

Ereignisse, in denen eine Person etwas verliert oder zu verlieren scheint und in Folge mit ihr abträglichen Umständen konfrontiert wird, können Traurigkeit auslösen. Letztere stellt sich zudem mit dem Erleben zerstörter Hoffnung, Desillusionierung und Enttäuschung ein (vgl. auch Demmerling/ Landweer 2007: 259f.). Fühlen wir uns in unseren persönlichen und

sozialen Entfaltungs- und Einflussmöglichkeiten beschränkt, können ebenfalls Traurigkeitsgefühle auftreten. Traurigkeit ist also auf eigenes Unglück bezogen und steht im Zusammenhang mit einer negativen Bewertung der Situation, in der sich eine Person befindet. Der 'Verlust' – sofern sprachliche Kompetenzen wie etwa ein Gegenstand 'verloren' werden können – und die damit verbundene Traurigkeit beziehen sich in den dargestellten Sequenzen nun zum einen auf das Sprachenrepertoire im Sinne eines Kapitals, ohne welches die positiven Zukunftsaussichten bedroht gesehen werden (vgl. XXVII). Zum anderen können Gefühle der Traurigkeit Identitäten, soziale Kontakte, womöglich den positiven Selbstwert, der sich aus dem eigenen Sprachenrepertoire und vieles andere mit Sprache Assoziierte betreffen, welche durch einen sich anbahnenden Schwund der Sprache der Gefahr eines Verlustes ausgesetzt werden könnten (vgl. XXV, XXVI). In den Verdichtungsbereich der Traurigkeit sind die sprachlichen Kompetenzen (vgl. XXV, XXVI) beziehungsweise die „Mindersprachlichkeit“ (vgl. XXVII) zu rechnen, während der scheinbare Verlust, Schwund oder Wandel der Identität, der Kontakte, der Chancen et cetera den Verankerungspunkt bilden. In diesem Zusammenhang ist der mögliche Konnex zwischen der Stimmung von Angst und dem Gefühl der Traurigkeit aufzuzeigen, der sich deutlich in der Besorgnis um die Zukunftsperspektiven manifestiert. Die Sorge um den 'Verlust' oder Schwund sprachlicher Kompetenzen impliziert dann eine steigende Unsicherheit und das, was Demmerling und Landweer „Lebensangst“ (2007: 69) nennen und sich allgemein auf die Sorge hinsichtlich des 'Gelingens' des eigenen Lebens bezieht. Eine solche Sorge äußert sich insbesondere in Ausschnitt XXVII, kann sich aber auch auf das Unbehagen hinsichtlich der Entwicklung des Selbst beziehen, welche den allmählichen Wandel des Sprachrepertoires und die damit einhergehenden Veränderung der Einstellungen und Prioritäten begleitet. In nachfolgender Sequenz (vgl. als Ergänzung Ausschnitt XXV) erklärt die befragte Person eindringlich, wie sie sich den potentiellen Schwund ihr naheliegender Sprachkompetenzen ausmalt. Darin verdeutlicht sie einen persönlichen Wertmaßstab hinsichtlich Sprache und somit auch Aspekte ihrer Identität, welche ohne Sprache im Sinne eines existentiellen Zentrums nicht komplett ist, um die befragte Person frei zu paraphrasieren. In der Folge gestaltet sich für die befragte Person auch der gewähnte 'Verlust' oder Wandel heftig:

> XXVIII. „Aber es is mehr als schade, es is wirklich [holt Luft] das is das Herz wieder, ja. Es is wie, es is wie, wenn ma das Herz rausreißt, ja. Das is so [hält inne] wie das [Sprache; Anmerkg.LH] verlor'n gehen, wie schnell das verlor'n gehn kann.“ (#2), 2011

Zum Gefühl der Traurigkeit gesellt sich in diesem Fall noch Entsetzen über den möglichen und potentiell rasch eintretenden 'Verlust'. Die Stimmung der Angst wird hierbei durch das

gerichtete Gefühl des Entsetzens zugespitzt und kann wiederum als ein *Schutzmechanismus* betrachtet werden. Weiter oben wurde bereits erläutert, wie Angst im Allgemeinen als Schutz vor potentiellen Gefahren wirkt. Das Entsetzen vermag auf ähnliche Weise mit leiblich-affektiver Durchschlagskraft auf Gefahren hinweisen. Somit birgt das Entsetzen einen Bezug zu einer unerwünschten Situation und fungiert angesichts dessen als Warnsystem. In Sequenz XXVIII hat die befragte Person folglich noch Gelegenheit Maßnahmen gegen den von ihr befürchteten und als so erschütternd antizipierten 'Verlust' oder Wandel der Sprache oder auch der Aspekte der Identität zu ergreifen. Die Wertigkeiten, welche die Person setzt und die in ihrem Empfinden deutlich zum Ausdruck kommen, können so womöglich gewahrt und zumindest ins Bewusstsein gerufen werden.

Doch zurück zur Traurigkeit. Wie sich deutlich in den Beschreibungen einiger Befragter abzeichnet, vermag mit den Begriffen der 'Bedrückung' und 'Belastung' eine Annäherung an das Gefühl der Traurigkeit geleistet werden. Eine traurige Person kann die Tendenz aufweisen sich extensiv mit dem Auslöser für ihr affektives Befinden zu befassen. So wird beispielsweise Sprache als ein Thema genannt, das wegen seiner steten Präsenz und Akutheit sowohl als leiblich-affektive als auch als mentale Strapazierung im Sinne einer Belastung und eines Drucks empfunden wird (vgl. Kapitel 4.3.). In diesem Sinne beansprucht das 'Thema Sprache' geraume Aufmerksamkeit sowie Zeit und Energie der Person und wird zu einer Anstrengung.

Das Empfinden von Druck und Schwere wird zu einem Kennzeichen von Traurigkeit, welches sich auch in der körperlichen Haltung niederschlagen kann: die traurige Person lässt Kopf und Schultern hängen und senkt den Blick. Des Weiteren hemmt die Traurigkeit die aktiven Impulse, sodass Personen sich nicht in der Lage sehen die Situation zu verändern. Wesentlich anzumerken ist, dass die Traurigkeit mit einem geringen Selbstwertgefühl einhergehen kann und die Person sich im Gefühl der Traurigkeit als wert- und nutzlos erscheinen mag (in diesem Fall bildet der Verlust des bisherigen Selbstbildes den Verankerungspunkt der Traurigkeit).

Schließlich sei im Kontext von Gefühlen der Traurigkeit das Phänomen des Gefühls des Frusts erwähnt, das in seiner Struktur zwischen Gefühlen der Traurigkeit und Gefühlen der Aggression changiert. Frustration kann als leiblich-affektive Reaktion darauf verweisen, dass andere Personen oder gewisse Umstände das eigene Handeln beziehungsweise das erwartete Ergebnis des persönlichen Einsatzes obstruieren. Mit dem Gefühl der Frustration ist die

entmutigende Erkenntnis verbunden, dass der persönliche Einsatz und die geleisteten Mühen nicht das erwartete Ergebnis bringen werden. Frustration ist schließlich im Zusammenhang mit dem Faktor Zeit zu sehen, denn das Gefühl bildet sich auf Grund von kontinuierlichen Rückschlägen bei vorangegangenem oder gleichzeitigem Engagement. Die Grenze, ab welcher das Gefühl der Frustration eintritt, ist jedoch vorab schwer zu bestimmen und von Person zu Person verschieden. Betrachten wir dazu die folgende Erzählung, welche eine Erfahrung mit frustrierendem Ausgang im Zusammenhang mit Sprache nachvollziehbar macht:

> XXIX. „Aber in Wien war das dann schon massiv. Weil ich hab mich schon ohnmächtig gefühlt und dann denk ich mir, was müssen die armen Ausländer fühlen, die in einen Kurs gehen, wo sie lernen 'ich auch' und hören 'i a' . Und wo sie lernen 'was willst du' und hören 'wos wü::st' und ähnliches. Weil das ihnen einfach als Verarschung vorkommt. Man bemüht sich tierisch um etwas ordentlich zu erlernen in Hochdeutsch und man hört nur irgendwelche Brocken von irgendwelche halbgebildeten Menschen. So. Das ist so meine frustrierende Erfahrung. Weil ich die deutsche Sprache, seit dem Anfang als ich sie zu lernen begonnen habe [Anonymisierung], hab ich sie gemocht, geliebt, sehr. Und hab sie immer brav gelernt.“ (#1), 2011

Es wird deutlich, dass die erlittenen sprachlichen Rückschläge Wiener Dialekt nicht zu verstehen, die im Verdichtungsbereich des Frusts stehen, die Enttäuschung darüber mit sich bringen, dass das 'brave Lernen' wegen phonetischer Spezifitäten des gesprochenen Deutsch nicht zum uneingeschränkten Verstehen führt, was den Verankerungspunkt der Frustration ausmacht. Der Frust impliziert dabei erstens eine Niedergeschlagenheit, die sich auf die scheinbar vergebenen Mühen bezieht, und zweitens den Ärger darüber, dass die Handlungsabsichten durchkreuzt und die Situationskontrolle genommen werden. Im Angriff auf jene Personen, welchen nach Ansicht der befragten Person die Bildung und das Vermögen sich zu artikulieren fehlen, manifestiert sich zudem eine Empörung darüber, wer ihr die Handlungsmacht nimmt (vgl. Kapitel 4.1., insbesondere Sequenz I). Mit dieser Tendenz zu Aggressionsaffekten bleibt die frustrierte Person motiviert die unzufriedenstellende Situation zu ändern, während sie bei einer Disposition zu Gefühlen der Traurigkeit in ähnlichen Situationen eher zur Resignation tendieren würde.

Anhand der Diskussion des Gefühls der Traurigkeit und dem damit verbundenen Eindruck des 'Verlusts' von Sprachkenntnissen wird deutlich, wie sehr das Erleben von Sprache an Normen und Ideale von Einsprachigkeit gebunden ist. Dazu gehören etwa die in vorangegangenen Kapiteln besprochenen Vorstellungen von 'vollständigen Kenntnissen' in 'einer Sprache' oder von normierten und standardisierten Sprachregeln ontologischen Charakters. Auf Basis dieser und anderer Sprachideologien wird erst das 'Haben einer Sprache durch das Wissen um ihre

Regeln, Vokabeln, Phonetik et cetera' sowie der 'Verlust ihres Besitzes' ermöglicht. Die befragte Person #4 beschreibt während ihres Interviews das Gefühl der Traurigkeit und des Verlustes in deutlicher Manier (vgl. XXII). Aus der Biografie der Person heraus, welche sich durch mehrere Migrationen in diverse sprachliche Umfelder während ihrer gesamten Kindheit und Jugend auszeichnet, weist sie ein breites Spektrum an languaging Kompetenzen auf. In Sequenz X wurde das stark diversifizierte Sprachrepertoire, das von monolingualen Sprachidealen abweicht, von der Person selbst als 'nicht perfekt' beschrieben, doch übersteigt ihr Empfinden den Eindruck der sprachlichen Unvollkommenheit insofern, als dass sie vermeint 'keine Sprache' mehr zu können und fühlt die eigenen Sprachkenntnisse berauben einander ihrer Profundität und in weiterer Folge sie ihrer Zukunftsperspektiven. „Also die Sprachen, die ich kann, dadurch dass ich sie **kann**, ich kann sie nicht wirklich“, beschreibt die Person, “also ich komme immer zu dem Entschluss, dass ich keine [hält inne] einzige Sprache richtig kann.“ ((#4), 2011) Die breitgefächerten languaging Kompetenzen rücken in ihrer Bedeutung in den Hintergrund, da monolinguale Ideale umfassender Fertigkeiten in 'Einzelsprachen' in der Gesellschaft schwerer wiegen und den normativen Standard bilden. Das diversifizierte Sprachrepertoire vermag sodann weniger Stolz oder eine Atmosphäre der Sicherheit zu stiften, als Angst davor etwas zu verlieren beziehungsweise Traurigkeit darüber etwas an der „monolingualen Perfektion“ verloren zu haben. Diese Gefühle, welche so eng mit 'Sprachverlusten' einhergehen, bindet SprecherInnen wiederum an die monolingualen Sprachideologien, denn gelingt es ihnen Normen, Werten und Idealen von Monolingualität zu folgen und sie gar ihre zu machen, werden sie auch von dem untragbaren Gefühl der Traurigkeit und Ungewissheit sozusagen befreit.

4.6. GEFÜHLE DER FREUDE

Neben den bisher erörterten Affekten der Aggression, der Scham, des Selbstwerts und der Minderwertigkeit, des Stolzes sowie der sorgenvollen Stimmung erweisen sich Gefühle der Freude in ihrem facettenreichen Spektrum als zentral im leiblich-affektiven Erleben multilingualer SprecherInnen. Freude ist als akutes Gefühl intentional verfasst, das heißt Personen freuen sich beispielsweise auf oder über den Besuch oder an den Kindern. Der intentionale Gehalt der Freude ist sodann ein positiv bewerteter Umstand. Einen solchen stellt beispielsweise der Sachverhalt dar, dass eine Person sich mithilfe ihres Sprachrepertoires, dem Verdichtungsbereich der Freude, in der Lage sieht Zugang zu diversen sozialen Milieus

und Umfeldern zu erhalten und so ihre Wissbegierde stillen zu können sowie sich des Weiteren in diversen Situationen behaupten zu können – Umstände, die den Verankerungspunkt der Freude bilden. Diese Einsicht erhalten wir in Sequenz IX sowie im nachfolgenden Ausschnitt, in dem eine befragte Person das Empfinden von Sprache als Strudel beschreibt:

> XXX. „Dieses dieses [hält inne] wie man Strudeln kann, wenn man die Sprache nicht spricht, ja. Oder wie man wie man wie man Unsicherheit vielleicht hat oder einem schlecht wird!? Aber andrerseits auch der Strudel hat für mich auch etwas Positives, ja, nicht nur was Negatives. Dieses Positive … wie dich das reinzieht überall, wenn du dann was verstehst oder wenn du dann dich verstanden fühlst, ja.“ (#2), 2011

Die Freude weist hier einen engen Bezug zur bereits erwähnten Stimmung der Sicherheit und des Vertrauens auf den positiven Weitergang der Dinge auf, welche gemeinsam ein Wohlbefinden, eine positive Gelassenheit und den Eindruck Kontrolle zu haben auslösen. Der Wunsch zu verstehen und verstanden zu werden wird von allen Befragten als ein großes Bedürfnis herausgestrichen, da in diesen die Kontrolle über die jeweilige Situation, über die Interaktion mit Anderen und schließlich über das eigene Verhalten eingeschlossen ist. Dergestalt ist die situative Handlungsmacht einer Person weitestgehend garantiert, was wiederum zur Stimmung der Sicherheit oder gar Gefühlen der Freude beitragen kann.

Im Zusammenhang mit letztgenannten Affekten wurde in den Interviews wiederholte Male von Situationen in Österreich erzählt, in denen die Interaktion mit Anderen als entspannt und ungezwungen beschrieben wurde, und zwar vornehmlich in Fällen, in denen die Interaktionssprache nicht Deutsch war. Von den Sprachideologien einer monolingual-deutschen SprecherInnengemeinschaft gelöst, wurde die Interaktion mithilfe des gesamten Sprachrepertoires oder in einer anderen als der üblichen Interaktionssprache gemeistert. Die Möglichkeit zu einer ungehemmten Unterhaltung hängt von den jeweiligen Kontexten ab, in denen, so die Darstellung der Befragten, Sprache nicht als Medium der Bewertung und Klassifizierung der Sprecherin oder des Sprechers verwendet wird. In diesem Zusammenhang ist davon auszugehen, dass jede Interaktion, auch auf Deutsch, ungeniert und entspannt geführt werden kann, sofern die Interagierenden keine Machtansprüche anhand von Sprache stellen beziehungsweise Interagierende keine solche Ansprüche fürchten müssen. Manche Kontexte zeichnen sich freilich mehr als andere durch die Möglichkeit zur 'machtfreien' Kommunikation aus, so wie beispielsweise die von einer befragten Person beschriebene Szene eines entspannten Gesprächs während der Happy Hour in einer Bar gegenüber einer Machtstrukturen unterworfenen institutionellen Interaktion auf einem Amt (vgl. Ausschnitt

IV). In solchen Kontexten und Situationen verlieren die genannten Sprachideologien ihr Gewicht und der Austausch mit Anderen erscheint 'machtfrei' und zwanglos. Die Sorge verliert ihre Grundlage, Scham und Ärger finden keinen Ansatzpunkt, die Interaktion erscheint von sprachlichen Aspekten her sicher und bereitet Freude. Diese Gefühle drückt die befragte Person in der folgenden Sequenz aus, in der sie Englisch als eine ihr Wohlbefinden, Sicherheit und Sorglosigkeit zuteilwerden lassende Interaktionssprache beschreibt:

> XXXI. „**Englisch** ist gut. Englisch, finde ich, ist so eine Sprache, wo ich mich wohl fühl. […] Also, ich hab kein Problem mit Englisch. Ich fühle mich ziemlich sicher, ich habe kein Problem dort Fehler zu machen. Also, ich weiß, dass ich sie mach und wenn mich nicht jemand verbessert, dann verbessere verbessere ich mich, also wiederhole ich das richtig und ich bin froh, dass ich verbessert wurde. [schluckt] Aber ich hab halt generell keine Angst zu reden und keine Angst nachzufragen. Ich fühle mich nicht irgendwie, in der, also [lacht] unter Stress, wenn mir gerade das richtige Wort nicht einfällt, äh dann sag ich es vielleicht **anders**.“ (#4), 2011

Des Weiteren wurden von ein paar Befragten Gefühle der Lust im Zusammenhang mit Sprache und Sprechen formuliert. Gefühle der Freude und insbesondere Gefühle des Glücks weisen sichtlich eine Nähe zu Lustgefühlen auf, denken wir etwa an das beglückende Wohlbefinden bei Essen und Trinken, beim Tanzen oder bei Liebesspielen. Wesentlich zum Empfinden der Lust sind aber weniger das leibliche Befinden in diesen, als das Zelebrieren der Lust und das Genießen dessen, das Lust und und gar Glück[24] auslöst. So lässt sich beispielsweise der Gourmet vom Gourmand unterscheiden, der im Gegensatz zu letztgenanntem Vielfraß mit Maß ausgewählte Spezialitäten genießt. In ähnlicher Weise mag es einen Unterschied zwischen 'schlichten SprecherInnen' und 'lustvollen SprecherInnen' geben, die sich den Klang, die Gestalt und die Bedeutung eines Wortes sozusagen auf der Zunge zergehen lassen, wenn sie es wahrnehmen. In diesem Zusammenhang dient bereits vorgestellte Sequenz XXVI als Veranschaulichung dieses Lustgefühls im Sprechen, in der die befragte Person ihre Wahrnehmung der 'Schönheit alter Worte' und ihr 'Staunen' darüber zur Sprache bringt. Worte vermögen in ihr eine Faszination und Bewunderung auszulösen, die sie zu einem Innehalten und sinnlichen Aufnehmen ja Genießen des Klanges, der Wortstruktur oder auch der damit einhergehenden Erinnerungen veranlasst. Dieses Gefühl kann sich immer

24 Die PhilosophInnen Demmerling und Landweer weisen darauf hin, dass „die Erfüllung einer beliebigen körperlichen Lust […] keineswegs notwendig mit Glücksgefühlen verbunden [ist], denn die Erfüllung der Lust führt schlicht zur Befriedigung oder zur Sättigung, nicht aber unbedingt zu einer Freude am Sinnengenuss oder gar zu Glücksgefühlen“ (Demmerling/ Landweer 2007: 113). Lust und Glücksgefühle stehen sich deshalb so nahe, weil sie beide mit positiven Beurteilungen einer Situation oder eines Sachverhaltes einhergehen und die Kultivierung von Lust Ursprung körpernaher Glücksgefühle ist. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 111ff.)

wieder bei Vernehmen des Wortes einstellen, wobei stets das Fühlen des Gefühls, der leiblich-affektive Effekt des Wahrnehmens im Vordergrund steht. Solcherart leiblich-affektives Erleben scheint von der Beziehung der Person zur Sprache oder zum Wort abhängig zu sein.
Schließlich treten Gefühle der Geborgenheit und Vertrautheit zu Tage. Diese leiblich-affektiven Befindlichkeiten hängen mit der Art der Erinnerungen zusammen, welche eine Person an Sprache geknüpft hat. Als Klanggestalten sind Worte, oder Sprache allgemein, mit unserem Leib verwoben und im Sinne von Trägern einer Welt mit Erinnerungen angereichert, welche zusammen mit einem Gefühl aktualisiert werden können. Ohne Zweifel können sowohl positive wie negative affektive Erinnerungen an Sprache gekoppelt sein, wobei in den Interviews ausschließlich von positiven berichtet wurde. Zum einen wird von konkreten Erinnerungen oder allgemeinen Zuständen in der Vergangenheit erzählt, die mit spezifischen Ausdrücken und Wendungen zusammenhängen, und vornehmlich in einer Person Wohlsein, Geborgenheit und Vertrautheit evozieren. Zum anderen können Erinnerungen auf 'eine gesamte Sprache' bezogen werden, welche, wie nachfolgend, als 'Muttersprache' definiert wird und bei Vernehmen die genannten Emotionen hervorrufen. Betrachten wir dazu die anschließenden Sequenzen:

> XXXII. (#2) „Eben, Sprache hat auch extrem was mit Vertrautheit zutun *“
> (LH) „Mhm. Inwiefern?“
> (#2) „[holt Luft] Ahm... ja, eben, Kindheit und so, dass es dir so ein vertrautes Gefühl gibt, dass du dich wohl fühlst, ja.“ 2011

> XXXIII. „Dass ich [Anonymisierung: gewisse Sprache] mag. Also obwohl ich sehe, dass jetz eigentlich mein [Anonymisierung: gewisse Sprache] nich so reich ist und so gut, wie ich es haben wollte, ahm … trotzdem, ich liebe diese Sprache. Wenn ich sie höre, dann hab ich gute Gefühle, dann denk ich irgendwie an [Anonymisierung: Land] irgendwie … es kommen aber gleichzeitig so Sachen, aber vielleicht … ich weiß ja nicht wohin [lacht] es fehlt mir an meiner Identität. Ich weiß nicht zu welcher Kultur ich gehöre. Es kommt immer auch noch dazu, immer solche Gedanken. Aber an sich [Anonymisierung: gewisse Sprache] is was Schönes, was mir Freude bereitet.“ (#4), 2011

In dem hier präsentierten Gefühl der Vertrautheit und Geborgenheit, das sich aus der Häufigkeit und der Art des Kontaktes mit der Sprache ergibt, ist das Fühlen von Sicherheit und Geschütztheit vereinigt, aber auch die Wehmut und Sehnsucht nach der Quelle des Gefühls. Dennoch ist eher von Gefühlen der Geborgenheit als von verwehrtem Begehren und Traurigkeit zu sprechen, da die Personen in dieser Situation primär keinen Verlust bedauern, sondern sich einem Moment der Freude an vergangenen Erlebnissen und Erfahrungen hingeben. Dies wird in Sequenz XXXIII augenfällig, wenn die befragte Person die positive

Einstellung zu einer gewissen Sprache und die Erinnerungen an das Land betont, in dem sie sie erlernt hat. Die 'guten Gefühle' sind von größerem Belang als die Zweifel und Fragen, welche auf Basis von diversen Sprachideologien aufkommen.

ZUSAMMENFASSEND

In den Gesprächen zur Frage, wie mehrsprachige Menschen leiblich-affektiv Sprache in einem monolingual habitualisierten Umfeld erleben, wurden von den Befragten Aggressionsaffekte des Zorns, der Wut und der Empörung, Gefühle der Stolzes und der Freude, der Scham und der Peinlichkeit, der Traurigkeit sowie der Minderwertigkeits- und Selbstwertgefühle thematisiert. Zorn.

Alle Gefühle, die hinsichtlich Sprache geäußert wurden, befinden sich bezüglich ihrer Struktur und Funktion in Zusammenschluss mit den sprachlichen Normen, Werten und Idealen einer Sozietät. Zorn, Wut und Empörung weisen somit auf die Verletzung dieser Normen, Werte und Ideale durch Andere hin und beziehen sich beim Spracherleben primär auf ungerechte Statuszuschreibungen anhand des Sprechens der Befragten durch Andere. Im Gegensatz dazu reflektierten Gefühle der Scham und Peinlichkeit den Bruch akzeptierter sprachlicher Normen, Werte und Ideale durch die betroffene Person selbst. So stellen sich Befragte als schamhaft und peinlich betroffen dar, wenn sie 'falsch' sprechen oder sie ihren Ausdruck beziehungsweise ihre Sprachkompetenzen allgemein als 'mangelhaft' erleben. Scham und Peinlichkeit mahnen leiblich-affektiv an eine gebrochene Norm sowie an ihren Einhalt in Zukunft und können der Reproduktion sozialer Ungleichheit dienen.

Das Gefühl des Stolzes wiederum entfaltet sich, wenn eine Person den eigenen Normen und Werten nachkommt, eine für sie zufriedenstellende Leistung erbringt oder Qualität aufweist. Stolz wird vor allem hinsichtlich des sprachlichen Kapitals der Befragten empfunden. Auf Basis wiederholter Gefühle des Stolzes oder des Selbstwerts kann sich eine Disposition zu einem positiven Selbstwert herausbilden, währenddessen vermehrte Minderwertigkeitsgefühle in negativem Selbstwert resultierten können. Sprache und Sprechen bilden die Quelle für beide Gefühle wie Dispositionen. Traurigkeit vermag an die individuellen Wertigkeiten erinnern und entsteht bei einigen Befragten aufgrund des Eindrucks sprachliche Kompetenzen zu 'verlieren' sowie in der Folge Zukunftschancen zu verspielen. Schließlich sind Gefühle der Freude zentral, welche die sprachlichen Kompetenzen und an Sprache geknüpften Erinnerungen auslösen.

Gefühle werden von der betroffenen Person stets als selbstverständlich gegeben thematisiert, wobei allerdings der Konstruktionscharakter Ersterer sowie ihre ungleiche Verteilung auf Mitglieder einer Sozietät zu beachten ist.

ZU LEIB, GEFÜHL & SPRECHEN – EIN QUERSCHNITT & AUSBLICK

Mit der vorliegenden Arbeit wird das Ziel verfolgt Einblick in das leiblich-affektive Spracherleben von Menschen, wohnhaft in Wien, in einem Spannungsfeld von lebensweltlicher Multilingualität und habitualisierter Monolingualität zu geben. Zu diesem Zwecke wurde von einem phänomenologischen Theoriefundament ausgehend eine qualitative Forschung angestellt, im Zuge derer elf Interviews mit zehn InterviewpartnerInnen geführt, fein transkribiert und in Auswertungsteams einer Sequenzanalyse unterzogen wurden. Die Prämissen für die Arbeit bilden zum einen Merleau-Pontys Theorie der Leiblichkeit und zum anderen Sprachkonzepte der Multilingualität, nach welchen wir zu einer umfassenden, verleiblichten und engagierten varilingualen Interaktion mit der Welt befähigt sind.

Merleau-Pontys theoretischer Zugang zeichnet im Gegensatz zu rationalistischen beziehungsweise intellektualistischen und empiristischen Denkweisen aus, dass eine Trennung von Körper und Geist aufgehoben sowie das sinnlich-sinnhafte Wahrnehmen verständlich gemacht wird, indem der Mensch in seinem lebendigen und performativen Konnex zur Welt erfasst wird. Der Körper ist dabei kein Untertan auf ihn eindringender Reize, sondern besitzt als ein vermögender Leib die Macht seine Umwelt wahrzunehmen und gestalten zu können. (vgl. Reynolds 2005: o.A.) In Merleau-Pontys Auffassung bedingen einander Subjekt und Objekt der Wahrnehmung stets, wodurch eine, meines Erachtens, emanzipatorische Betrachtungsweise der menschlichen Existenz kultiviert wird, die a priori keine Machtverteilungen festlegt. Wie kaum einE andereR WissenschafterIn hat der französische Philosoph Maurice Merleau-Ponty es geschafft in Werken wie die *Struktur des Verhaltens* und die *Phänomenologie der Wahrnehmung* den Leib als das unvergleichliche und unabkömmliche Medium des menschlichen Zur-Welt-Seins und des Erschließens einer Welt zu bestimmen. Unser Leib ist einerseits vermöge des Körperschemas und andererseits kraft der synästhesierenden Sinne ein sensibler und erkennender und vermag sich die Strukturen der Welt einzuverleiben, sie zu übersteigen sowie neue zu schaffen. Unsere Sinne lassen sich Merleau-Ponty zufolge dadurch beschreiben, dass sie konkret wie latent wirken und sich aktuell wie habituell zur Welt beziehen. Die Sinnesorgane fungieren dabei weder als Reizrezeptoren noch als Instrumente, welche lediglich die von ihnen aufgenommenen Reize an ein waltendes Bewusstsein weiterleiten. Vielmehr vermögen sie im Riechen, Hören, Sehen, Schmecken und Fühlen immer schon wahrzunehmen. Merleau-Ponty setzt die Sinnesorgane

schließlich mit dem Leib gleich, insofern der Leib ohne die verstandesmäßige Vermittlung zur Wahrnehmung imstande ist. In Gestalt eines perzeptiven Systems koagieren die Sinne miteinander, sodass das Wahrnehmen in der Regel eine sinnliche Synästhesie oder Wahrnehmungsempfindung darstellt. Die Wahrnehmungsempfindung ist letztlich so beschaffen, dass mit dem Empfinden ein Sich-Empfinden einhergeht und der/ die sinnlich Wahrnehmende sich selbst in Relation zur Welt fühlt. Das Empfinden, so betont der französische Philosoph, ist nicht nur auf das Erfahren bloßer Qualitäten eines Phänomens zu reduzieren, sondern gewahrt die Qualität des Wahrzunehmenden in seiner Bedeutung für unsere Existenz, zeichnet sich in einem konkreten Gebaren ab und steht somit in einer fortwährenden Bindung mit der Leiblichkeit. Unser Empfinden ist daher nichts weniger als eine Fasson unseres lebendigen Seins und verdeutlicht zu aller Zeit unseren Bezug zur Welt.

Gefühle lassen sich in diesem Kontext als habitualisierte und in einer gegebenen Sozietät geteilte Praxen des Zur-Welt-seins beschreiben. Kraft von Gefühlen bilden wir eine Wahrnehmungsstruktur heraus, auf Basis derer Reizen Bedeutung angedeiht. Dergestalt sind Gefühle zum einen Teil unserer personalen Erfahrung und haben als solche scheinbar allein für uns Sinn, zum anderen setzen wir uns mittels unserer Emotionen in Bezug zu Anderen und befinden uns somit in steter sinnlich-sinnhafter Kommunikation mit ihnen. Auf diese Weise ist die soziale Welt in einer Verzahnung von Zwischenleiblichkeit und Historizität zu sehen. Mit unseren Mitmenschen sind wir durch das Band der Zwischenleiblichkeit vereint, wodurch wir unsere Existenz gemeinsam mit Anderen im Handeln sinnerzeugend kreieren. So ist es möglich, dass der bloße Blick des Gegenübers bei uns Unsicherheit gar Scham auszulösen vermag. Diese Gefühle realisieren wir im Sinne von Stilen des Zur-Welt-seins und gestalten im Zusammenspiel mit Anderen unsere Leben. In ihrer Qualität als Kulturobjekte sind Gefühle somit in gleichem Maße wie Sprache wesentlich für die Genese von Sinn, die freilich niemals allein apodiktischer Determination zu unterstellen ist, sondern gleichermaßen Variation und Innovation.

Die konstitutive Beziehung zwischen Sprache, Gefühl und Gesellschaft, die hier angesprochen und durch die vorliegende Arbeit hindurch dargelegt wurde, ist insbesondere für das linguistische wie auch das soziologische ForscherInnenauge von größtem Interesse. Es sind nicht Worte, die Bedeutung gründen, sondern der Leib mit seiner sinnstiftenden Kraft: noch vor Worten beziehungsweise dem aktuellen Sprechen transportieren wir in unserem leiblich-affektiven Zur-Welt-sein Bedeutung. Das affektive Befinden, in dem wir sowohl uns selbst, als auch uns gemeinsam mit Anderen und die Welt haben, gewährt uns Aufschluss über die Art des Bezugs einer Person zur Welt, aber auch über die Beschaffenheit der Welt selbst,

in der sie lebt. Denn in Gefühlen wie Scham, Zorn oder Freude erkennen wir nicht lediglich das Befinden einer Person in einer konkreten Situation, vielmehr offenbaren sich in ihnen die Normen, Werte und Ideale, welche eine spezifische Sozietät konstituieren, und die Art und Weise, wie eine Person mit diesen umgeht und ihre Welt gestaltet. Mit Blick auf das leiblich-affektive Erleben von Sprechen vor dem Hintergrund des Spannungsfeldes von monolingualer Habitualisierung und multilingualer Praxis zeichnen sich diese Verhältnisse präzise ab.

Merleau-Ponty legt in seinen Ansätzen einer Sprachphilosophie den Grundstein für eine sprecherInnenzentrierte Sprachauffassung, in welcher weniger „die Sprache“ als das Sprechen in seiner umfassenden kontextuellen Einbettung in den Vordergrund gerückt wird. Demnach sind für Sprechakte und ihre jeweilige Bedeutung ihr Fußen auf kulturell sedimentierten Bedeutungen sowie auf der Leiblichkeit und lebensweltlichen Rahmung der sprechenden Person essentiell und müssen in der Auseinandersetzung mit Sprachthematiken unbedingt Beachtung finden. Nicht als Träger einer Vorstellung oder eines Gedankens sind Worte in des französischen Philosophens Auffassung zu handeln, sondern als Mittel des leiblichen Vermögens in einer Sprachwelt, sodass das Sprechen und das Nicht-Sprechen stets Realisierungen eines personalen Zur-Welt-seins bedeuten. Die Kommunikation mittels Wörter gelingt nur dann, wenn Letztere einen Sinn besitzen, genauer gesagt ihren Sinn in der Artikulation selbst generieren. Wie erörtert, ist das Sprechen schließlich in engem Zusammenhang mit der Affektivität zu sehen, da Ersteres sich aus der emotionalen Gestik schöpft.

Auf Basis Merleau-Pontys sprachphilosophischen Überlegungen kann eine sprecherInnenzentrierte Sprachkonzeption entworfen werden, in welcher soziale und situative Kontexte, Sprachperformanz und Leiblichkeit Bedachtnahme finden. Notiones des Sprachrepertoires und des languaging erweisen sich als sinnvolle Anschlusskonzepte und theoretische Erweiterungen der genannten Sprachvorstellungen und können entlang der philosophischen Prinzipien Merleau-Pontys entfaltet werden. Mit dem Sprachrepertoire nach Gumperz'scher Auffassung ist die kommunikative Kompetenz registerspezifischen Ausdrucks bezeichnet. Mithilfe diverser, einem/ einer SprecherIn zur Verfügung stehender Sprachmittel ist er/ sie in der Lage sich je nach Kontext und eingenommener Rolle sprachlich zu vermitteln. In funktionaler Bestimmung kann die gewählte Sprachform der Kommunikation, in symbolischer der Kennzeichnung von Zugehörigkeiten und in leiblich-affektiver der Artikulation von leiblichem Befinden dienstbar gemacht werden. In der jeweiligen

Funktionalisierung des Repertoires wird ein konkreter Bezug zur Welt hergestellt und ein Handeln in einer Sozietät vollzogen, sodass das Sprechen unweigerlich ein soziales Phänomen darstellt. Kraft unseres Sprachrepertoires sehen wir uns zu einem languaging in der Bedeutung einer vielseitigen, verleiblichten und engagierten sprachlichen Interaktion mit unserem Umfeld befähigt. Als sogenannte language activists geben SprecherInnen ihrem Sprechen Gestalt und werden ihrerseits von ihrem Sprachrepertoire gezeichnet.

Die hier vertretene Sprachauffassung steht im Widerspruch zu den gängigen Vorstellungen von Sprache und Sprechen, wie sie häufig im Alltag, aber auch in der Wissenschaft vertreten werden. In deren Bezugsrahmen werden unter Sprache Einzelsprachen gefasst, die über ein je eigenes und eigenständiges grammatikalisches Regelsystemen verfügen und Gedanken aus einem Innen einem Außen verständlich machen. Des Weiteren geht derlei Sprachanschauung nicht selten mit einer präsupponierten Einheit von Kultur und ethnischer und/ oder nationaler Identität sowie mit einer vermeintlichen kulturellen und sprachlichen Homogenität einher. Dieser als natürlich betrachtete Monolingualismus und homogenisierender Kulturalismus wirkt qua mannigfaltiger Sprachideologien auf sprachliche Praktiken und das leiblich-affektive Erleben von Sprache und Sprechen. Unter Sprachideologien wird im Allgemeinen eine Reihe von Vorstellungen und Begriffen bezüglich Sprache und Sprechen von Menschen in einer konkreten Sozietät verstanden, einschließlich normativer Dikta hinsichtlich der Art und Weise des Sprechens. Sie dienen der Strukturierung bestehender Sprachpraktiken und unterliegen moralischen Bewertungen und Auffassungen. Dergestalt können Sprachideologien als Instrumente von Macht- und Herrschaftsverhältnissen fungieren, insoweit sie Letztere begründen, legitimieren und festigen.

An die bereits erwähnten Sprachkonzeptionen aus Alltag und Wissenschaft anschließend, kristallisieren sich in den Gesprächen zur Erforschung des leiblich-affektiven Spracherlebens im Besonderen Ideologien darüber heraus, dass Sprache im Sinne einer Einzelsprache ein „Gut“ ist, über das eine Person, einmal erworben, in der Lage ist zu allen Zeiten zu verfügen, zumal es als invariante Fertigkeit für stets einsetzbar erachtet wird. Dieses „Gut“ soll des Weiteren Aufschluss über die nationale Zugehörigkeit der/ des jeweiligen Sprechers/ Sprecherin geben, so die Auffassung einiger Befragter. Ein weitere Ideologie gründet in der Bewertung von Sprachkenntnissen als ein Kapital, mittels dessen Verfügen eine Person ihre Handlungsfähigkeit sowie ihre soziale Position zu sichern oder gar zu stärken vermag. Der Umstand, dass die vermeintliche Vollständigkeit und Profundität der sprachlichen Fertigkeiten von einigen Befragten schließlich als ein Maß für den Selbstwert herangezogen wird, weist darauf hin, dass das Sprechen einer Person Bewertungen durch Andere unterzogen werden

kann und Sprache in der Folge der Kategorisierung und Hierarchisierung von SprecherInnen dienen kann.

Die gängigen Sprachideologien in Österreich weisen deutlich eine monolinguale Ausrichtung auf, sodass in Folge eine weitgehende monolinguale Habitualisierung mit Auswirkung auf sprachliche Praktiken und kommunikative Erwartungen für die österreichische Gesellschaft konstatiert werden kann. Relativ beständige Gemeinschaften von Menschen bedürfen ohne Zweifel Kommunikation in einer gewissen Regelmäßigkeit, doch erweisen sich die Annahme der dazu notwendigen Einsprachigkeit und die Präsumtion der Monolingualität von SprecherInnen als Verkennung der Beschaffenheit sprachlicher Lebenswelten. Im Gegenteil ist, wie anhand der vorgestellten Sprachauffassung und der Berichte der Befragten nahegelegt wird, von einer lebensweltlichen Mehrsprachigkeit auszugehen. Auf diese Weise eröffnet sich das erwähnte Spannungsfeld zwischen monolingualer Habitualisierung einerseits und multilingualer Praxis andererseits, vor dessen Hintergrund das leiblich-affektive Spracherleben untersucht wurde.

Wie aus den geführten Interviews zu erschließen ist, verschaffen monolingual habitualisierte Felder gewissen Sprechweisen mehr Geltung als anderen. Dieser Geltungsanspruch weist auf die Hegemonie konkreter Sprachpraktiken hin, die durch Sprachideologien garantiert und gefestigt werden sollen, wie beispielsweise die Beurteilung von Sprechweisen als 'richtig' oder 'falsch', 'gut' oder 'schlecht' aufzeigt. Jede beliebige Manier des Sprechens mag theoretisch Ansprüche auf die Vormacht über eine andere erheben oder diese gar innehaben: ein scheinbarer Standard über regionale oder soziale Varietäten, eine angebliche Nationalsprache über eine andere. Der springende Punkt ist die Wirkungskraft der monolingualen Einstellung, mit der entlang einer Vielzahl an Sprachideologien soziale Ordnung etabliert und Sprechen als Signifikat für die Identität und soziale Stellung einer Person funktionalisiert wird. Gleichwohl die genannten, vorwiegend monolingualen Sprachideologien die Vorstellung von Sprache und unserem Selbst prägen, existieren Kontexte und Situationen, in welchen Erstere von unterschiedlichem Belang sind. Die Befragten berichteten, dass in institutionellen Kontexten, wie etwa in Schulen oder Universitäten, orthoepische Ideale für die Bewertung ihrer Person, ihrer Selbstwahrnehmung und ihres leiblich-affektiven Erlebens mehr zum Tragen kommen als in einer sogenannten language bubble einer multilingualen Arbeitsumgebung, in welcher dagegen, wie anzunehmen ist, andere Sprachideologien gelten. In Abhängigkeit von der Sprachlichkeit der

Kommunizierenden und ihrem Interaktionsziel üben Sprachideologien in beiden Feldern mehr oder weniger Wirkung auf die Strukturierung der Interaktion aus.

Sprachideologien nehmen ob ihrer Verleiblichung eine konstitutive Rolle ein. Obgleich wir oberflächlich womöglich andere sprachliche Auffassungen und Einstellungen artikulieren und gar vertreten mögen, strukturieren jene inkorporierten Normen, Werte und Ideale, die Sprachideologien transportieren, das leiblich-affektive Erleben. In Letzterem wird für ForscherInnen sodann erkenntlich, welchen konkreten Normen, Werten und Idealen hinsichtlich Sprache eine Person folgt und welche sie zurückweist. Darüber hinaus vermag eine Person durch die Art und Weise ihres leiblich-affektiven Weltentwurfs gewisse Normen, Werte und Ideale zu bestärken oder im Gegenteil zu unterlaufen und so ihre Welt zu gestalten. Denken wir etwa an Aggressionsaffekte des Ärgers, der Empörung oder des Zorns, welche einige der Befragten zum Ausdruck bringen, so wird im Empfinden dieser Emotionen die eigene Moralauffassung bezüglich Sprache gefestigt und jene des Gegenübers verworfen, gar verurteilt. Ähnliches lässt sich für die von den InterviewpartnerInnen artikulierten Gefühle der Scham und der Peinlichkeit konstatieren, welche jedoch konträr zu genannten Aggressionsaffekten die Moralauffassung Anderer bestärken, zumal diese Emotionen auf den Verstoß einer Person gegen geteilte Normen, Werte und Ideale empfunden werden. In Stolz und Selbstwert manifestiert sich in positiver Weise die Werte- und Normenanschauung einer Person, insofern Letztere ein Wertgefühl aus dem Aufweisen gewisser geschätzter Fertigkeiten, Gegenstände et cetera in einer gewissen Qualität zieht. Weniger günstig ist es um eine Person angesichts Minderwertigkeitsgefühlen bestellt, bei welchen eine Person jenen Werten, Normen und Idealen, die sie hochhält, nicht nachkommen kann und aus diesem Umstand negativen Selbstwert zieht. Wie sich aus den Gesprächen zum Spracherleben weiter herausstellt, gewinnen betrübte Personen aus der Traurigkeit heraus Bewusstsein dafür, wo die eigenen Wertigkeiten liegen. Gleiches gilt für Gefühle der Freude, die sich weitaus positiver als die Traurigkeit auf Wertgeschätztem gründen.

Die genannten Gefühle der Aggression, des Stolzes, der Scham und Peinlichkeit, Freude und Traurigkeit, des Selbstwertes und des Minderwerts wurden von den Befragten in ihren Erzählungen als die zentralen Emotionen im Erleben von Sprache artikuliert. Aggressionsaffekte, zu denen Ärger, Wut, Zorn und Empörung gehören, haben bei einigen InterviewpartnerInnen ihren Ursprung in Situationen, in denen sie anhand ihres Sprechens, sei es mit oder ohne Akzent, stigmatisiert werden. In diesen Fällen, in denen ihre sprachliche Kompetenz angezweifelt und ihnen gleichzeitig eine degradierende 'Fremdheit' oder 'Andersartigkeit' unterstellt wird, wird den Erzählenden ihres Erachtens nach ein Unrecht

angetan, auf das sie leiblich-affektiv antworten. Identifizieren sich jene Personen, deren Sprechen Stigmatisierung und deren Selbst versuchte Herabstufung erfährt, *nicht* mit der stereotypen Wahrnehmung als 'Ausländerin/ Ausländer' oder mit der Zuweisung zu einem gewissen sozialen Status, erleben sie diese voraussichtlich als Ungerechtigkeit und Herabsetzung und reagieren empört, wütend, zornig und/ oder auch traurig.

Werden monolinguale Ideale, Normen und Werte von InterviewpartnerInnen hochgehalten, denen sie aber nicht vor einem, diese Ideologie teilenden Publikum nachkommen können, empfinden sie ihren Erzählungen nach häufig Gefühle der Scham und Peinlichkeit. Letztere artikulieren einige Befragte hinsichtlich lexikalischer und grammatikalischer 'Defizite' in ihrem Sprachrepertoire und einem Mischen diverser 'Einzelsprachen', die ihrem Empfinden nach in konkreten Situationen die Anerkennung und bei wiederholten Fauxpas und Fehlleistungen den Selbstwert nehmen. Akute Gefühle der Scham und Peinlichkeit müssen in diesem Zusammenhang als Sanktionierungen der handelnden Person für ein Verhalten, welches die in der Gemeinschaft geteilten Normen, Ideale und Standards unterläuft, erkannt werden. Gegenüber dem schwächeren, nur gewisses Verhalten betreffenden und weniger intensiveren Gefühl der Peinlichkeit dient insbesondere die Scham als Mittel dafür soziale Unterschiede auf leiblich-affektiver Ebene zu legitimieren und zu stabilisieren. Das Sprechen tritt in weiterer Folge im Sinne eines Kriteriums für eine Bewertung von Personen auf, mittels welcher Letztere in ihrer sozialen Stellung verankert oder einer Position in der Gesellschaft zugewiesen werden. In diesem Zusammenhang können Diskriminierungen und Fremdzuschreibungen hinsichtlich des individuellen Sprechens als Ordnungsstrategien dienen. Im leiblich-affektiven Empfinden werden dergestalt Machtverhältnisse ausgehandelt, bestärkt, geschwächt und/ oder umgekehrt. Der Rückzug aus sozialen Interaktionen, der sich in der Angst, Hemmung oder Blockade zu Sprechen und im willentlichen Schweigen manifestiert, kann sodann als ein Schutzmechanismus vor Diskriminierungen und Anfeindungen und weiter als Ablehnung der Welt sowie Partizipationsverweigerung gedeutet werden.

Traurigkeit findet ihr Fundament in dem Eindruck Sprachkenntnisse und damit soziales und kulturelles Kapital, Chancen, Facetten der Identität et cetera zu verlieren oder in der Potentialität das sprachliche Vermögen und die damit verbundenen Werte verlieren zu können. Im Sinne einer Bedrückung und Belastung wird Sprache und Sprechen sodann für einige Befragte zu einem Thema, das einer tieferen Auseinandersetzung bedarf. Nicht zuletzt auf

Grund der Thematisierung der Anderssprachlichkeit Multilingualer in ihrem Umfeld und infolge des Themas steter Präsenz und Akutheit sehen einige InterviewpartnerInnen in Sprache und Sprechen eine leiblich-affektive wie mentale Strapaze, die ein Gros ihrer Zeit und Energie in Anspruch nimmt.

Das Gefühl des Stolzes schöpft sich aus der Befragten Auffassung von diversen sprachlichen Vermögen als wertvoll. Das jeweilige Sprachenrepertoire mag für die eine Person ein Kapital für eine blühende Zukunft darstellen, der anderen die Macht geben in unterschiedlichsten Situationen handlungsfähig zu bleiben. Sprache ist in beiden Fällen mit einem, in den Augen der Stolzen vorteilhaften Vermögen gleichzusetzen, das einer Person als individuelle Kompetenz anhaftet. Der Stolz ist stets mit einer Fähigkeit verbunden, die in einer gewissen Qualität vorliegt, sodass die Befragten, genauer betrachtet, auf den Umfang des Wortschatzes, die 'akzentfreie' Aussprache und die grammatikalisch und syntaktisch 'richtige' Satzbildung stolz sind. Darüber hinaus artikulieren Befragte ihren Stolz angesichts dessen, sich durch harte Arbeit und gute Auffassungsgabe sprachliche Kompetenzen auf hohem Niveau angeeignet zu haben. Jene Befragten, welche in Anbetracht des eigenen Sprachvermögens Stolz auf sich selbst empfinden, erzählen schließlich von wiederholten Ereignissen, in denen ihnen der eigene Wert vor Augen geführt wird und/ oder ihnen die Wertschätzung Anderer angedeiht. Diese mehrmalige Erfahrung bildet die Grundlage für ein positives Selbstwertgefühl. Als Disposition prägt das Selbstwertgefühl eine Existenz, insofern es sich dauerhaft auf die gesamte Person richtet und als positive Grundeinstellung zu sich selbst in diversen Situationen eine selbstbestätigende Wirkung auf den individuellen Entwurf zur Welt hat.

Schließlich ist die Emotion der Freude zentral im leiblich-affektiven Spracherleben der befragten multilingualen Personen. 'Machtfreie' Kommunikation, das heißt Interaktionen, in denen die genannten Sprachideologien an Relevanz verlieren, sind für viele Befragte Anlass zur Freude, da in diesen Sorge, Scham und Ärger ihrer Basis entzogen werden und ein relativ zwangloser sprachlicher Austausch stattfinden kann. Neben der Freude werden in den Erzählungen Lustgefühle erörtert, welche sich beispielsweise angesichts der Schönheit eines Wortes bei einer Person ausbilden. Darüber hinaus erleben Befragte im Zusammenhang mit Sprache Gefühle der Geborgenheit und Vertrautheit, insofern Sprechweisen im positiven Sinne konkrete Erinnerungen oder allgemeine Zustände in InterviewpartnerInnen wachrufen.

Im Verlauf der Forschung kristallisierten sich einige Fragen hinsichtlich der Genese von Gefühlen heraus, welche als Stimuli für nachfolgende und vertiefende Arbeiten zum Thema leiblich-affektives Spracherleben dienen können. So scheint die Frage danach relevant,

welche Bedeutung die jeweilige Soziallage einer Person für die Auffassung und das Erleben von Sprache hat. Des Weiteren, welche Rolle spielt das Alter für den leiblich-affektiven Entwurf zur Welt? Wie erleben Personen ohne Migrationshintergrund beziehungsweise Personen, deren engerer Familienkreis keine Migrationsgeschichte aufweist, Sprache und Sprechen leiblich-affektiv? Neben diesen Frageimpulsen versprechen bildanalytische Zugänge, die beispielsweise in Verknüpfung mit kreativen Erhebungsmethoden wie Sprachenportraits angewendet werden können, allein oder in einer Triangulation mit anderen Methoden neue Perspektiven auf und Aufschlüsse über das leiblich-affektive Spracherleben. (vgl. Hessenberger 2011: 88f.) Zu guter Letzt kann mittels Fallanalysen, welche die Verknüpfung des leiblich-affektiven Spracherlebens mit der Biografie in den Fokus nehmen, tieferer Einblick in die Wesenheit leiblichen Erfahrens gegeben werden.

LITERATUR

ALCOFF, Linda M. 1997: Phänomenologie, Poststrukturalismus und feministische Theorie – Zum Begriff der Erfahrung. 227-248 in: STOLLER, Silvia; VETTER, Helmuth (Hg.): Phänomenologie und Geschlechterdifferenz. Wien: WUV-Universitäts-Verlag.

AMMON, Ulrich; DITTMAR, Norbert; MATTHEIER, Klaus; TRUDGILL, Peter (Hg.) 2004: An international handbook of the science of language and society/ Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Berlin: de Gruyter.

AMMON, Ulrich; MATTHEIER, Klaus; NELDE, Peter (Hg.) 2004: Codeswitching. Sociolinguistica 18. Tübingen: Niemeyer.

ANDERSON, Benedict 1988: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt am Main: Campus.

ANOOSHIAN, Linda; HERTEL, Paula 1994: Emotionality in free recall: Language specificity in bilingual memory. 503-514 in: Cognition and Emotion, 8(6).

ARISTOTLE 1999: The Nicomachean ethics. With an English translation by H. Rackham. Cambridge: Harvard University Press.

ARNOLD, Jane (Hg.) 1999: Affect in language learning. Cambridge: Cambridge University Press.

ASIÁIN, Martin 2006: Sinn als Ausdruck des Lebendigen. Medialität des Subjekts – Richard Hönigswald, Maurice Merleau-Ponty und Helmuth Plessner. Würzburg: Königshausen & Neumann.

BAMBERG, Michael 1997: Language, concepts and emotions: The role of language in the construction of emotions. 309-340 in: Language Sciences, 19(4). http://www.massey.ac.nz/~alock/virtual/bamberg.htm [letzter Zugriff am 31.10.2011; 17:47].

BAKHTIN, Mikhail Mikhaĭlovich 1981: The dialogic imagination. Four essays by M.M.Bakhtin. Edited by Michael Holquist. Translated by Caryl Emerson and Michael Holquist. Austin: University of Texas Press.

BARKHAUS, Annette; FLEIG, Anne 2002: Körperdimensionen oder die unmögliche Rede von Unverfügbarem. 9-25 in: BARKHAUS, Annette; FLEIG, Anne (Hg.): Grenzverläufe. Der Körper als Schnitt-Stelle. München: Fink.

BARKHAUS, Annette; FLEIG, Anne (Hg.) 2002: Grenzverläufe. Der Körper als Schnitt-Stelle. München: Fink.

BERMES, Christian 1998: Maurice Merleau-Ponty. Zur Einführung. Hamburg: Junius.

BERRY, John W.; DASEN, Pierre R.; SARASWATHI, T. S. (Hg.) 1997: Handbook of cross-cultural psychology. Boston: Allyn & Bacon.

BESEMERES, Mary 2004: Different languages, different emotions? Perspectives from autobiographical literature. 140-158 in: Journal of Multilingual and Multicultural Development, 25(2-3).

BLOMMAERT, Jan 2008: Language, asylum, and the national order. 1-21 in: Working Papers in Urban Language & Literacies, Paper 50. http://www.kcl.ac.uk/content/1/c6/04/20/06/50.pdf [letzter Zugriff am 29.11.2010; 10:48].

BOND, Michael; LAI, Tat-Ming 1986: Embarrassment and code-switching into a second language. 179-186 in: The Journal of Social Psychology, 126(2).

BOURDIEU, Pierre 1980: Le sens pratique. Paris: Minuit.

BOURDIEU, Pierre 1991: Language and symbolic power. Edited and introduced by John B. Thompson. Translated by Gino Raymond and Matthew Adamson. Cambridge: Harvard University Press.

BRECKNER, Roswitha 2003: Körper im Bild. Eine methodische Analyse am Beispiel einer Fotografie von Helmut Newton. 33-60 in: ZBBS, 1.

BRECKNER, Roswitha 2008a: Bildwelten – Soziale Welten. Zur Interpretation von Bildern und Fotografien. Online-Publikation im Rahmen von „Workshop & Workshow Visuelle Soziologie am Institut für Soziologie“. http://www.univie.ac.at/visuellesoziologie/Publikation2008/VisSozBreckner.pdf [letzter Zugriff am 29.11.2010; 10:53].

BRECKNER; Roswitha 2008b: Bilder in sozialen Welten. Eine sozialwissenschaftliche Methodologie und Methode zur interpretativen Analyse von Bildern. Habilitationsschrift.

BRINKER, Klaus; SAGER, Sven 2010 (1989): Linguistische Gesprächsanalyse. Eine Einführung. 5., neu bearbeitete Auflage. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

BUSCH, Brigitta 2006: Language Biographies – approaches to multilingualism in education and linguistic research. 5-18 in: BUSCH, Brigitta; JARDINE, Aziza; TJOUTUKU, Angelika (Hg.): Language biographies for multilingual learning. PREAESA - Occasional Papers, 24. http://www.cis.or.at/download/busch06_langbios.pdf [letzter Zugriff am 20.10.2010; 11:07].

BUSCH, Brigitta 2008: Sprachenbiographien als Zugang zum interkulturellen Lernen: Erfahrungen aus einem Workshop mit SchülerInnen in Südafrika. 139-149 in: FURCH, Elisabeth; EICHELBERGER, Harald (Hg.): Kulturen, Sprachen, Welten. Fremdsein als pädagogische Herausforderung. Innsbruck: Studienverlag.

BUSCH, Brigitta 2010a: „Wenn ich in der einen Sprache bin, habe ich immer auch die andere im Blick“ – zum Konnex von Politik und Spracherleben. 235-244 in: DE CILLIA, Rudolf; GRUBER, Helmut; KRYZANOWSKI, Michal; MENZ, Florian (Hg.): Diskurs, Politik, Identität. Tübingen: Stauffenburg-Verlag.

BUSCH, Brigitta 2010b: Die Macht präbabylonischer Phantasien. Ressourcenorientiertes sprach-biographisches Arbeiten. 58-82 in: LiLi – Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, 160.

BUSCH, Brigitta 2010c: School language profiles: Valorizing linguistic resources in heteroglossic situations in South Africa. 283-295 in: Language and education, 24(4).

BUSCH, Brigitta 2011: Schulsprachprofile: Sprachliche Heterogenität sichtbar machen und als Potenzial nützen. 49-55 in: Erziehung und Unterricht, 2.

BUSCH, Brigitta; BUSCH, Thomas (Hg.) 2008: Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoglu. Klagenfurt/ Celovec: Drava.

BUSCH, Brigitta; JARDINE, Aziza; TJOUTUKU, Angelika 2006: Language biographies for multilingual learning. PREAESA - Occasional Papers, 24.

[**B-VG**] BUNDES-VERFASSUNGSGESETZ. Stand 01.01.2011. http://www.bka.gv.at/DocView.axd?CobId=30953 [letzter Zugriff am 31.07.2011; 21:19].

BYRNES, Heidi (Hg.) 1992: Languages for a multicultural world in transition. Northeast conference reports on the teaching of foreign languages. Lincolnwood, Illinois: National Textbook Company.

CARROLL, Lewis 2008 (1865): Alice's adventures in wonderland. http://www.forgottenbooks.org/ebooks/Alice_in_Wonderland_-_9781606208564.pdf [letzter Zugriff am 19.02.2012; 19:36].

CHANDLER, Daniel; MUNDAY, Rod (Hg.) 2011: Intersubjectivity. o.A. in: A dictionary of media and communication. Oxford Reference Online. Oxford University Press. http://www.oxfordreference.com/views/ENTRY.html?

subview=Main&entry=t326.e1420 [letzter Zugriff am 20.11.2011; 20:57].
CHARMS, Daniil 2004: Mest'. 22-24 avgusta 1930. 241-249 in: CHARMS, Daniil: Polet v nebesa. Sankt-Peterburg: Azbuka-klassika.
CHARMS, Daniil 2004: Polet v nebesa. Sankt-Peterburg: Azbuka-klassika.
CHRIST, Herbert 2009: Über Mehrsprachigkeit. 31-52 in: GOGOLIN, Ingrid; NEUMANN, Ursula: Streitfall Zweisprachigkeit: The bilingualism controversy. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
CLYNE, Paul R.; HANKS, William F.; HOFBAUER, Carol L. (Hg.) 1979: The elements: A parasession on linguistic units and levels. Chicago: Chicago Linguistic Society.
COENEN, Herman 1985: Diesseits von subjektivem Sinn und kollektivem Zwang. Schütz – Durkheim – Merleau-Ponty. Phänomenologische Soziologie im Feld des zwischenleiblichen Verhaltens. München: Fink.
COLE, Pamela M.; TAMANG, Babu Lal; SHRESTHA, Srijana 2006: Cultural variations in the socialization of young children's anger and shame. 1237-1251 in: Child Development, 77(5).
DAMASIO, Antonio 1999: The feeling of what happens: Body and emotion in the making of consciousness. New York: Harcourt, Brace and Company.
DE CILLIA, Rudolf 2010: Sprache/n und Identität/en in Österreich. 30-50 in: Österreichischer Verband für Deutsch als Fremdsprache/ Zweitsprache (ÖdaF) (Hg.): Vielfalt – Sprachen – Identität(en). Kontinuität und Veränderung im Kontext DaF/ DaZ. ÖdaF-Mitteilungen, 26(1).
DE CILLIA, Rudolf; GRUBER, Helmut; KRZYZANOWSKI, Michał; MENZ, Florian (Hg.) 2010: Diskurs, Politik, Identität. Tübingen: Stauffenburg-Verlag.
DE CILLIA, Rudolf; WODAK, Ruth 2006: Ist Österreich ein „deutsches“ Land? Sprachenpolitik und Identität in der Zweiten Republik. Innsbruck: Studienverlag.
DE CILLIA, Rudolf; WODAK, Ruth 2009: Gedenken im 'Gedankenjahr'. Zur diskursiven Konstruktion österreichischer Identitäten im Jubiläumsjahr 2005. Wien: Studienverlag.
DE FLORIO-HANSEN, Inez; HU, Adelheid (Hg.) 2003: Plurilingualität und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen. Tübingen: Stauffenburg-Verlag.
DEMMERLING, Christoph 1995: Vernunft, Gefühl und moralische Praxis. Überlegungen zur Kultur der praktischen Vernunft. 247-271 in: DEMMERLING, Christoph; GABRIEL, Gottfried; RENTSCH, Thomas (Hg.): Vernunft und Lebenspraxis. Philosophische Studien zu den Bedingungen einer rationalen Kultur. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
DEMMERLING, Christoph 2004: Gefühle und Moral. Eine philosophische Analyse. Bonn: Bonn University Press.
DEMMERLING, Christoph; GABRIEL, Gottfried; RENTSCH, Thomas (Hg.) 1995: Vernunft und Lebenspraxis. Philosophische Studien zu den Bedingungen einer rationalen Kultur. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
DEMMERLING, Christoph; LANDWEER, Hilge 2007: Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn. Stuttgart: Metzler.
DEPPERMANN, Arnulf 2008 (1999): Gespräche analysieren. Eine Einführung. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
DERRIDA, Jacques 1997: Die Sprache der Anderen. Übersetzungspolitik zwischen den Kulturen. Herausgegeben von Anselm Haverkamp. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
DE SOUSA, Ronald 1987: The rationality of emotion. Cambridge: MIT Press.
DURANTI, Alessandro (Hg.) 2004: A companion to linguistic anthropology. Oxford: Blackwell.
DURANTI, Alessandro; GOODWIN, Charles (Hg.) 1992: Rethinking context: Language as

an interactive phenomenon. Cambridge: Cambridge University Press.
FAUST, Wolfgang 2007: Abenteuer der Phänomenologie. Philosophie und Politik bei Maurice Merleau-Ponty. Würzburg: Königshausen & Neumann.
FESSEL-GfK Institut für Marktforschung 2004: Studie LIFESTYLE SPEZIAL 2004 – Österreichische Identität. Wien.
FLICK, Uwe; VON KARDORFF, Ernst; STEINKE, Ines (Hg.) 2009 (2000): Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch. 7. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
FRANCESCHINI, Rita 2003: Modellbildung über die Mehrsprachigkeit hinaus: Für eine Linguistik der Potentialität (LP). 247-259 in: MONDADA, Lorenza (Hg.): Plurilinguisme: Enjeux identitaires, socio-culturels et éducatifs (Festschrift für Georges Lüdi). Tübingen: Francke.
FRÖHLICH, Werner D. 1987: Wörterbuch zur Psychologie. München: dtv.
FROSCHAUER, Ulrike; LUEGER, Manfred 2003: Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien: WUV-Universitäts-Verlag.
FUCHS-HEINRITZ, Werner; KÖNIG, Alexandra 2005: Pierre Bourdieu: Eine Einführung. Konstanz: UVK.
FURCH, Elisabeth; EICHELBERGER, Harald (Hg.) 2008: Kulturen, Sprachen, Welten. Fremdsein als pädagogische Herausforderung. Innsbruck: Studienverlag.
GAL, Susan 2006: Migration, minorities and multilingualism: Language ideologies in Europe. 13-27 in: MAR-MALINERO, Clare; STEVENSON, Patrick (Hg.): Language, ideologies, policies and practices: Language and the future of Europe. New York: Macmillan.
GARCÍA, Ofelia 1992: Societal multilingualism in a multicultural world in transition. 1-27 in: BYRNES, Heidi (Hg.): Languages for a multicultural world in transition. Northeast conference reports on the teaching of foreign languages. Lincolnwood, Illinois: National Textbook Company.
GARCÍA, Ofelia 2009: Education, multilingualism and translanguaging in the 21st century. 128-145 in: MOHANTY, Ajit; PANDA, Minati; PHILLIPSON, Robert; SKUTNABB-KANGAS, Tove (Hg.): Education for social justice: Globalising the local. New Delhi: Orient Blackswan.
GARCÍA, Ofelia; MAKAR, Carmina; STARCEVIC, Mala; TERRY, Ali 2011: The translanguaging of Latino kindergartners. 33-55 in: POTOWSKI, Kim; ROTHMAN, Jason (Hg.): Bilingual youth: Spanish in English speaking societies. Philadelphia: John Benjamins.
GELLNER, Ernest 1991: Nationalismus und Moderne. Berlin: Rotbuch-Verlag.
GELLNER, Ernest 1995: Nationalismus und Moderne. Hamburg: Rotbuch-Verlag.
GIDDENS, Anthony 2001 (1989): Sociology. 4th edition, fully revised and updated. Cambridge: Polity Press.
GIGLIOLI, Pier P. (Hg.) 1972: Language and social context. Harmondsworth: Penguin.
GIULIANI-TAGMANN, Regula 1983: Sprache und Erfahrung in den Schriften von Maurice Merleau-Ponty. Bern: Lang.
GIULIANI, Regula (Hg.) 2000: Merleau-Ponty und die Kulturwissenschaften. München: Fink.
GOETHE, Johann Wolfgang 1972: Faust. Der Tragödie erster Teil. Stuttgart: Reclam.
GOGOL, Nikolai Wassiljewitsch 2011: Die toten Seelen. Übersetzung Alexander Eliasberg. Hamburg: tredition.
GOGOLIN, Ingrid 1988: Erziehungsziel Zweisprachigkeit. Hamburg: Bergmann und Helbig.

GOGOLIN, Ingrid 1998: Sprachen rein halten – eine Obsession. 71-96 in: GOGOLIN, Ingrid; LIST, Gudula; GRAAP, Sabine (Hg.): Über Mehrsprachigkeit. Tübingen: Stauffenburg-Verlag.
GOGOLIN, Ingrid 2003: "Das ist doch kein gutes Deutsch" - Über Vorstellungen von 'guter' Sprache und ihren Einfluss auf Mehrsprachigkeit. 59-71 in: DE FLORIO-HANSEN, Inez; HU, Adelheid (Hg.): Plurilingualität und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen. Tübingen: Stauffenburg-Verlag.
GOGOLIN, Ingrid 2008 (1994): Der monolinguale Habitus in der multilingualen Schule. 2., unveränderte Auflage. Münster: Waxmann.
GOGOLIN, Ingrid; KROON, Sjaak 2000: Einsprachigkeit Schule, mehrsprachige Kinder. Erfahrungen aus einem international-vergleichenden Projekt über Unterricht in der Sprache der Majorität. 1-26 in: GOGOLIN, Ingrid; KROON, Sjaak (Hg.): „Man schreibt, wie man spricht" - Ergebnisse einer international vergleichenden Fallstudie. Münster: Waxmann.
GOGOLIN, Ingrid; KROON, Sjaak (Hg.) 2000: „Man schreibt, wie man spricht" - Ergebnisse einer international vergleichenden Fallstudie. Münster: Waxmann.
GOGOLIN, Ingrid; LIST, Gudula; GRAAP, Sabine (Hg.) 1998: Über Mehrsprachigkeit. Tübingen: Stauffenburg-Verlag.
GOGOLIN, Ingrid; NEUMANN, Ursula 1991: DIL - LANGUAGE - LINGUA – Sprachliches Handeln in der Grundschule. 6–13 in: Die Grundschulzeitschrift, 43.
GOGOLIN, Ingrid; NEUMANN, Ursula 2009: Streitfall Zweisprachigkeit: The bilingualism controversy. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
GOOD, Paul 1998: Maurice Merleau-Ponty: Eine Einführung. Düsseldorf: Parerga.
GRATHOFF, Richard; SPRONDEL, Walter (Hg.) 1976: Merleau-Ponty und das Problem der Struktur in den Sozialwissenschaften. Stuttgart: Enke.
GROSJEAN, François 1985: The bilingual as a competent but specific speaker-hearer. 467-477 in: Journal of Multilingual and Multicultural development, 6.
GROßHEIM, Michael (Hg.) 1995: Leib und Gefühl. Beiträge zur Anthropologie. Berlin: Akademie-Verlag.
GUMPERZ, John J. 1964: Linguistic and social interaction in two communities. 137-153 in: American Anthropologist, 66(6).
GUMPERZ, John J. 1965: Language. 84-120 in: SIEGAL, Bernard J. (Hg.): Biennial review of anthropology. Stanford: Stanford University Press.
GUMPERZ, John J. 1971: Language in social groups. Essays by John J. Gumperz. Selected and Introduced by Anwar S. Dil. Stanford: Stanford University Press.
GUMPERZ, John J. 1972: The speech community. 219-231 in: GIGLIOLI, Pier P. (Hg.): Language and social context. Harmondsworth: Penguin.
GUMPERZ, John J.; HYMES, Dell 1972: Directions in sociolinguistics. The ethnography of communication. Oxford: Blackwell.
HAMMER, Felix 1974: Leib und Geschlecht. Philosophische Perspektiven von Nietzsche bis Merleau-Ponty und phänomenologisch-systematischer Aufriss. Bonn: Bouvier.
HAUSKELLER, Michael 1995: Atmosphären erleben: Philosophische Untersuchungen zur Sinneswahrnehmung. Berlin: Akademie-Verlag.
HENNE, Helmut; REHBOCK, Helmut 2001 (1979): Einführung in die Gesprächsanalyse. 4., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Auflage. Berlin: de Gruyter.
HESSENBERGER, Lisa 2010: Sprache & das Selbst. Die Rolle von Sprache in der Selbst-Konstruktion russischer und ukrainischer MigrantInnen. Diplomarbeit. Wien: Universität Wien.
HESSENBERGER, Lisa 2011: Sprache & Leiblichkeit. Theoretische Aspekte leiblichen Sprachempfindens. Masterarbeit. Wien: Universität Wien.

HITZLER, Ronald; HONER, Anne (Hg.) 1997: Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen: Leske + Budrich.
HOPF, Christel 2009 (2000): Qualitative Interviews - ein Überblick. 349-360 in: FLICK, Uwe; VON KARDORFF, Ernst; STEINKE, Ines (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch. 7. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
HOPF, Christel; WEINGARTEN, Elmar (Hg.) 1979: Qualitative Sozialforschung. Stuttgart: Klett-Cotta.
HUME, David 1978: Traktat über die Natur. Bd.2, Über die Affekte. Übersetzt von Theodor Lipps und herausgegeben von Reinhard Brandt. (Erstausgabe 1739/ 1740). Hamburg: Meiner.
IRVINE, Judith T. 1989: When talk isn't cheap: Language and political economy. 248-267 in: American Ethnologist, 16.
JAKOBSON, Roman 1969: Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
JAMAL, Tazim; ROBINSON, Mike (Hg) 2009: The SAGE handbook of tourism studies. London: SAGE Publications Ltd.
JAVIER, Rafael; MARCOS, Luis 1989: The role of stress on the language-independence and code-switching phenomena. 449-472 in: Journal of Psycholinguistic Research, 18(5).
JÜTTEMANN, Gerd (Hg.) 1985: Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Weinheim: Beltz.
KALLMEYER, Werner; SCHÜTZE, Friedrich 1976: Konversationsanalyse. 1-28 in: Studium Linguistik, 1.
KENNY, Anthony 1963: Action, emotion and will. London: Routledge.
KITAYAMA, Shinobu; MARKUS, Hazel Rose (Hg.) 1994: Emotion and culture: Empirical studies of mutual influence. Washington, DC: American Psychological Association.
KREMNITZ, Georg 1994 (1990): Gesellschaftliche Mehrsprachigkeit: Institutionelle, gesellschaftliche und individuelle Aspekte. Ein einführender Überblick. 2., korrigierte Auflage. Wien: Braumüller.
KRÖLL, Friedhelm 2009: Einblicke. Grundlagen sozialwissenschaftlicher Denkweisen. Wien: Braumüller.
KROSKRITY, Paul V. 2000: Regimenting language: Language ideological perspectives. 1-35 in: KROSKRITY, Paul V. (Hg.): Regimes of language. Ideologies, polities, identities. Santa Fe: SAR Press.
KROSKRITY, Paul V. (Hg.) 2000: Regimes of language. Ideologies, polities, identities. Santa Fe: SAR Press.
KROSKRITY, Paul V.; SCHIEFFELIN, Bambi B.; WOOLARD, Kathryn A. (Hg.) 1992: Language ideologies. Special issue of pragmatics, 2(3).
KRUMM, Hans-Jürgen (Hg.) 2001: Kinder und ihre Sprachen. Wien: Eviva.
LABOV, William 1972: Sociolinguistic patterns. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
LAMNEK, Siegfried 1988: Qualitative Sozialforschung. Bd.1, Methodologie. München: Psychologie Verlags Union.
LAMNEK, Siegfried 2005: Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 4., vollständig überarbeitete Auflage, 1.-3. Auflage in 2 Bänden erschienen. Weinheim: Beltz.
LANDWEER, Hilge 1995: Verständigung über Gefühle. 71-86 in: GROßHEIM, Michael (Hg.): Leib und Gefühl. Beiträge zur Anthropologie. Berlin: Akademie-Verlag.
LANDWEER, Hilge 1999: Scham und Macht: Phänomenologische Untersuchungen zur Sozialität eines Gefühls. Tübingen: Mohr Siebeck.

LANDWEER, Hilge 2007a: Sozialität und Echtheit der Gefühle. Geschlechtertheoretische Perspektiven. 63-91 in: NEUMAYR, Agnes (Hg.): Kritik der Gefühle. Feministische Positionen. Wien: Milena Verlag.
LANDWEER, Hilge (Hg.)2007b: Gefühle: Struktur und Funktion. Berlin: Akademie-Verlag.
LEWANDOWSKI, Theodor 1994 (1975): Linguistisches Wörterbuch 3. 6. Auflage, unveränderter Nachdruck der 5., überarbeiteten Auflage. Heidelberg: Quelle & Meyer.
LINDEMANN, Gesa 2005: Die Verkörperung des Sozialen. Theoriekonstruktionen und empirische Forschungsperspektiven. 114-138 in: SCHROER, Markus (Hg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
LINDEMANN, Gesa 2011 (1993): Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
LIST, Elisabeth; FIALA, Erwin (Hg.) 1997: Leib, Maschine, Bild. Körperdiskurse der Moderne und Postmoderne. Wien: Passagen Verlag.
LUCKMANN, Thomas 1999: Eine phänomenologische Begründung der Sozialwissenschaften? 194-205 in: RECKWITZ, Andreas; SIEVERT, Holger (Hg.): Interpretation, Konstruktion, Kultur: Ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften. Opladen: Westdeutscher Verlag.
LÜDI, Georges (Hg.) 1987: Devenir bilingue – parler bilingue. Tübingen: Niemeyer.
LÜDI, Georges 2003: Mehrsprachige Repertoires und plurielle Identität von Migranten. 39-58 in: DE FLORIO-HANSEN, Inez; HU, Adelheid (Hg.): Plurilingualität und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen. Tübingen: Stauffenburg-Verlag.
LÜDI, Georges; NELDE, Peter 2004: Instead of a foreword: Codeswitching as a litmus test for an integrated approach to multilingualism. VII-XI in: AMMON, Ulrich; MATTHEIER, Klaus; NELDE, Peter (Hg.): Codeswitching. Sociolinguistica 18. Tübingen: Niemeyer.
LÜDI, Georges; PY, Bernard 1984: Zweisprachig durch Migration. Einführung in die Erforschung der Mehrsprachigkeit am Beispiel zweier Zuwanderergruppen in Neuenburg (Schweiz). Tübingen: Niemeyer.
MARIAN, Viorica 2004: Self-construal and emotion in bicultural bilinguals. 190-201 in: Journal of Memory and Language, 51(2).
MAR-MALINERO, Clare; STEVENSON, Patrick (Hg.) 2006: Language, ideologies, policies and practices: Language and the future of Europe. New York: Macmillan.
MERTON, Robert K.; KENDALL, Patricia L. 1979: Das fokussierte Interview. 171-204 in: HOPF, Christel; WEINGARTEN, Elmar (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart: Klett-Cotta.
MERTON, Robert K.; FISKE, Marjorie; KENDALL, Patricia L. 1956: The focused interview. A manual of problems and procedures. Glencoe: The Free Press.
MESQUITA, Batja; SCHERER, Klaus R.; FRIJDA, N. 1997: Culture and emotion. 255-297 in: BERRY, John W.; DASEN, Pierre R.; SARASWATHI, T. S. (Hg.): Handbook of cross-cultural psychology. Boston: Allyn & Bacon.
MÉTRAUX, Alexandre 1976: Über Leiblichkeit und Geschichtlichkeit als Konstituentien der Sozialphilosophie Merleau-Pontys. 139-152 in: GRATHOFF, Richard; SPRONDEL, Walter (Hg.): Merleau-Ponty und das Problem der Struktur in den Sozialwissenschaften. Stuttgart: Enke.
MÉTRAUX, Alexandre; WALDENFELS, Bernhard (Hg.) 1986: Leibhaftige Vernunft. Spuren Merleau-Pontys Denken. München: Fink.
MEYER-DRAWE, Käte 2001 (1985): Leiblichkeit und Sozialität: Phänomenologische Beiträge zu einer pädagogischen Theorie der Inter-Subjektivität. 3., unveränderte

Auflage. München: Fink.
MOHANTY, Ajit; PANDA, Minati; PHILLIPSON, Robert; SKUTNABB-KANGAS, Tove (Hg.) 2009: Education for social justice: Globalising the local. New Delhi: Orient Blackswan.
MONDADA, Lorenza (Hg.) 2003: Plurilinguisme: Enjeux identitaires, socio-culturels et éducatifs (Festschrift für Georges Lüdi). Tübingen: Francke.
MORGAN, Marcyliena 2004: Speech Communities. 3-22 in: DURANTI, Alessandro (Hg.): A companion to linguistic anthropology. Oxford: Blackwell.
MÖRTH, Eveline 1997: Der Leib als Subjekt der Wahrnehmung. Zur Philosophie der Leiblichkeit bei Merleau-Ponty. 75-87 in: LIST, Elisabeth; FIALA, Erwin (Hg.): Leib, Maschine, Bild. Körperdiskurse der Moderne und Postmoderne. Wien: Passagen Verlag.
MOSSAKOWSKI, Jan; BUSCH, Brigitta 2008: On language biographical methods in research and education. Austria – Example of current practice #3. Teil einer digitalen Artikelsammlung für das Projekt des Europarates »Policies and practices for teaching sociocultural diversity«. http://www.cis.or.at/spracherleben/download/ECP-AT-3-Language_biographical_methods_.pdf [letzter Zugriff am 20.10.2010; 10:42].
NABOKOV, Vladimir 1962: Nabokov's interview. (02) BBC Television. http://lib.ru/NABOKOW/Inter02.txt [letzter Zugriff am 12.01.2012; 17:05].
NECKEL, Sighard 1991: Status und Scham: zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit. Frankfurt am Main: Campus.
NEUMAYR, Agnes (Hg.) 2007: Kritik der Gefühle. Feministische Positionen. Wien: Milena Verlag.
NORA, Pierre (Hg.) 2005: Erinnerungsorte Frankreichs. Mit einem Vorwort von Etienne François. Aus dem Französischen von Michael Bayer, Enrico Heinemann, Elsbeth Ranke, Ursel Schäfer, Hans Thill und Reinhard Tiffert. München: Beck.
PALMER, Gary; OCCHI, Debra (Hg.) 1999: Languages of sentiment: Cultural constructions of emotional substrates. Amsterdam/ Philadelphia: John Benjamins.
PAVLENKO, Aneta 2002: Bilingualism and emotions. 45-78 in: Multilingua: Journal of Cross-Cultural and Interlanguage Communication, 21(1).
PAVLENKO, Aneta 2005: Emotions and multilingualism. Cambridge: Cambridge University Press.
PAVLENKO, Aneta (Hg.) 2006: Bilingual minds: Emotional experience, expression, and representation. Clevedon, UK: Multilingual Matters.
PAVLENKO, Aneta 2007: Autobiographic narratives as data in applied linguistics. 163-188 in: Applied Linguistics, 28(2).
PAVLENKO, Aneta 2008: Emotion and emotion-laden words in the bilingual lexicon. 147-164 in: Bilingualism: Language and cognition, 11(2).
PHIPPS, Alison 2007: Learning the arts of linguistic survival: Languaging, tourism, life. Clevedon: Channel View Publications.
PHIPPS, Alison 2009: Tourism and languaging. 658-671 in: JAMAL, Tazim; ROBINSON, Mike (Hg): The SAGE handbook of tourism studies. London: SAGE Publications Ltd.
PHIPPS, Alison; GONZALEZ, Mike 2004: Modern languages: Learning and teaching in an intercultural field. London: SAGE Publications Ltd.
PIETIKÄINEN, Sari; ALANEN, Riikka; DUFVA, Hannele; KALAJA, Paula; LEPPÄNEN, Sirpa; PITKÄNEN-HUHTA, Anne 2008: Languaging in ultima Thule: Multilingualism in the life of a Sami boy. 79-99 in: International Journal of Multilingualism, 5(2).
PLESSNER, Helmuth 1961 (1941): Lachen und Weinen. 3. Auflage. Bern: Francke.
POTOWSKI, Kim; ROTHMAN, Jason (Hg.) 2011: Bilingual youth: Spanish in English

speaking societies. Philadelphia: John Benjamins.
PÜTZ, Martin 2004: Sprachrepertoire/ Linguistic Repertoire. 226-232 in: AMMON, Ulrich; DITTMAR, Norbert; MATTHEIER, Klaus; TRUDGILL, Peter (Hg.): An international handbook of the science of language and society/ Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Berlin: de Gruyter.
RECKWITZ, Andreas; SIEVERT, Holger (Hg.) 1999: Interpretation, Konstruktion, Kultur: Ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften. Opladen: Westdeutscher Verlag.
REYNOLDS, Jack 2005 (2001): Maurice Merleau-Ponty (1908-1961). o.A. in: Internet Enyclopedia of Philosophy. http://www.iep.utm.edu/merleau/ [letzter Zugriff am 04.08.2011; 21:58].
ROSENTHAL, Gabriele 1995: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biografischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt am Main: Campus.
SCHELER, Max 1919: Vom Umsturz der Werte. Bd.2, Die Idole der Selbsterkenntnis. Leipzig: Der neue Geist.
SCHERR, Albert (Hg.) 2006: Soziologische Basics. Eine Einführung für Pädagogen und Pädagoginnen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
SCHIEFFELIN, Bambi B.; WOOLARD, Kathryn A.; KROSKRITY, Paul V. 1998: Language ideologies. Practice and theory. Oxford: Oxford University Press.
SCHMITZ, Hermann 1969: System der Philosophie. Bd.3, Tl.2, Der Gefühlsraum. Bonn: Bouvier.
SCHMITZ, Hermann 2007 (1998): Der Leib, der Raum und die Gefühle. Um eine Vorrede vermehrte und aktualisierte Neuauflage der Ausgabe von 1998. Bielefeld: Edition Sirius.
SCHMITZ, Hermann 2008 (1989): Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik. 3., erweiterte Auflage. Bielefeld: Edition Sirius.
SCHROER, Markus (Hg.) 2005: Soziologie des Körpers. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
SCHUMANN, John 1994: Where is cognition? Emotion and cognition in second language acquisition. 231-242 in: Studies in Second Language Acquisition, 16.
SCHUMANN, John 1997: The neurobiology of affect in language learning. Boston: Blackwell.
SCHUMANN, John 1999: A neurobiological perspective on affect and methodology in second language learning. 28-42 in: ARNOLD, Jane (Hg.): Affect in language learning. Cambridge: Cambridge University Press.
SELTING, Margret; AUER, Peter; BARDEN, Birgit; BERGMANN, Jörg; COUPER-KUHLEN, Elizabeth; GÜNTHNER, Susanne; MEIER, Christoph; QUASTHOFF, Uta; SCHLOBINSKI, Peter; UHMANN, Susanne 1998: Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT). 91-122 in: Linguistische Berichte, 173. http://vg00.met.vgwort.de/na/121e38f9bd9935ef4eb2?l=http://www.mediensprache.net/archiv/pubs/4153.pdf [letzter Zugriff am 04.05.2011; 12:35].
SHAMELESS 2012: I'll light a candle for you every day. Season 2, Episode 3. Burbank: ©Warner Bros Entertainment Inc.
SIEGAL, Bernard J. (Hg.) 1965: Biennial review of anthropology. Stanford: Stanford University Press.
SIGUÁN, Miguel 1987: Code switching and code mixing in the bilingual speaker: A cognitive approach. 211-224 in: LÜDI, Georges (Hg.): Devenir bilingue – parler bilingue. Tübingen: Niemeyer.
SILVERSTEIN, Michael 1979: Language structure and linguistic ideology. 193-247 in: CLYNE, Paul R.; HANKS, William F.; HOFBAUER, Carol L. (Hg.): The elements: A parasession on linguistic units and levels. Chicago: Chicago Linguistic Society.
SLABY, Jan 2007: Emotionaler Weltbezug. Ein Strukturschema im Anschluss an Heidegger.

93-112 in: LANDWEER, Hilge (Hg.) 2007b: Gefühle: Struktur und Funktion. Berlin: Akademie-Verlag.
SLATTERLY, Martin 2003: Key ideas in sociology. Cheltenham: Fitzroy Dearborn Publishers.
SOFRONIEVA, Tzveta 2008: Eine Hand voll Wasser. http://www.tzveta-sofronieva.de/index.php/de/eine-hand-voll-wasser.html [letzter Zugriff am 19.02.2012; 17:55].
SPECK, Josef (Hg.); ASEMISSEN, Hermann U. 1981 (1973): Grundprobleme der großen Philosophen. Scheler, Hönigswald, Cassirer, Plessner, Merleau-Ponty. Philosophie der Gegenwart. 2., erweiterte Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
STOLLER, Silvia 1995: Wahrnehmung bei Merleau-Ponty. Studie zur Phänomenologie der Wahrnehmung. Frankfurt am Main: Lang.
STOLLER, Silvia; VETTER, Helmuth (Hg.) 1997: Phänomenologie und Geschlechterdifferenz. Wien: WUV-Universitäts-Verlag.
STRAUS, Erwin Walter 1956 (1935): Vom Sinn der Sinne. Ein Beitrag zur Grundlegung der Psychologie. 2., vermehrte Auflage. Berlin: Springer.
TAYLOR, Charles 1985: Self-interpreting animals. 45-76 in: TAYLOR, Charles: Human agency and language. Philosophical papers 1. Cambridge: Cambridge University Press.
TAYLOR, Charles 1985: Human agency and language. Philosophical papers 1. Cambridge: Cambridge University Press.
TAYLOR, Charles 1986: Leibliches Handeln. 194-217 in: MÉTRAUX, Alexandre; WALDENFELS, Bernhard (Hg.): Leibhaftige Vernunft. Spuren Merleau-Pontys Denken. München: Fink.
THOMPSON, John B. 1991: Editor's introduction. 1-31 in: BOURDIEU, Pierre: Language and symbolic power. Edited and introduced by John B. Thompson. Translated by Gino Raymond and Matthew Adamson. Cambridge: Harvard University Press.
TILLIETTE, Xavier; MÉTRAUX, Alexandre 1981 (1973): Maurice Merleau-Ponty: Das Problem des Sinnes. 181-230 in: SPECK, Josef (Hg.); ASEMISSEN, Hermann U.: Grundprobleme der großen Philosophen. Scheler, Hönigswald, Cassirer, Plessner, Merleau-Ponty. Philosophie der Gegenwart. 2., erweiterte Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
TODOROV, Tzvetan 1984: Mikhail Bakhtin: The dialogical principle. Translated by Wlad Godzich. Manchester: Manchester University Press.
TOPHINKE, Doris 2002: Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht. Biografie linguistiche – Biographies langagières – Biografias linguistica – Sprachbiografien. 1-14 in: Bulletin VALS-ASLA, 76.
WALDENFELS, Bernhard 1976: Die Offenheit sprachlicher Strukturen bei Merleau-Ponty. 17-28 in: GRATHOFF, Richard; SPRONDEL, Walter (Hg.): Merleau-Ponty und das Problem der Struktur in den Sozialwissenschaften. Stuttgart: Enke.
WALDENFELS, Bernhard 1980: Spielraum des Verhaltens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
WALDENFELS, Bernhard 1981: Phänomen und Struktur. 120-137 in: Integrative Therapie. Zeitschrift für Verfahren Humanistischer Psychologie und Pädagogik, 7.
WALDENFELS, Bernhard 1983: Phänomenologie in Frankreich. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
WALDENFELS, Bernhard 1992: Einführung in die Phänomenologie. Paderborn: Fink.
WALDENFELS, Bernhard 2000a: Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
WALDENFELS, Bernhard 2000b: Responsivität des Leibes. Spuren des Anderen in Merleau-

Pontys Leib-Denken. 305-320 in: GIULIANI, Regula (Hg.): Merleau-Ponty und die Kulturwissenschaften. München: Fink.
WIERZBICKA, Anna 1994: Emotion, language, and cultural scripts. 133-196 in: KITAYAMA, Shinobu; MARKUS, Hazel Rose (Hg.): Emotion and culture: Empirical studies of mutual influence. Washington, DC: American Psychological Association.
WIERZBICKA, Anna 1999: Emotions across languages and cultures: Diversity and universals. Cambridge: Cambridge University Press.
WILK, Nicole M. 2004: Verstehen und Gefühle. Entwurf einer leiborientierten Kommunikationstheorie. Frankfurt am Main: Campus.
WINTER-HEIDER, Christiane E. 2009: Mutterland Wort: Sprache, Spracherwerb und Identität vor dem Hintergrund von Entwurzelung. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
WITZEL, Andreas 1985: Das problemzentrierte Interview. 227-255 in: JÜTTEMANN, Gerd (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Weinheim: Beltz.
WODAK, Ruth; DE CILLIA, Rudolf; REISIGL, Martin; LIEBHART, Karin 2009: The discursive construction of national identities. Second and extended edition. Edinburgh: Edinburgh University Press.
WODAK, Ruth; DE CILLIA, Rudolf; REISIGL, Martin; LIEBHART, Karin; HOFSTÄTTER, Klaus; KARGL, Maria 1998: Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
WOOLARD, Kathryn A.; SCHIEFFELIN, Bambi B. 1994: Language ideology. 55-82 in: Annual Reviews in Anthropology, 23. http://uk-online.uni-koeln.de/remarks/d5134/rm2169695.pdf [letzter Zugriff am 24.07.2011; 10:04].
YOUNG, Iris Marion 1990: On female body experience: „Throwing like a girl“ and other essays. Studies in feminist philosophy. Bloomington: Indiana University Press.
ZAHAVI, Dan 2001: Beyond empathy. Phenomenological approaches to intersubjectivity. 151-167 in: Journal of Consciousness Studies, 8(5-7).

ZITIERTE SCHRIFTEN & FRAGMENTARISCHE BIBLIOGRAPHIE MERLEAU-PONTYS[25]

MERLEAU-PONTY, Maurice 1988: Merleau-Ponty à la Sorbonne. Résumés de cours 1949-1952. Grenoble: Cynara.
MERLEAU-PONTY, Maurice 1994a: Keime der Vernunft. Vorlesungen an der Sorbonne 1949-1952. Herausgegeben von Bernhard Waldenfels. Aus dem Französischen von Antje Kapust. München: Fink.

MERLEAU-PONTY, Maurice 1953: Éloge de la philosophie. Paris: Gallimard.
MERLEAU-PONTY, Maurice 1960a: Éloge de la philosophie et autres essais. Paris: Gallimard.
MERLEAU-PONTY, Maurice 1960b: Le philosophe et son ombre. 241-287 in: MERLEAU-PONTY, Maurice 1960a: Éloge de la philosophie. Paris: Gallimard.
MERLEAU-PONTY, Maurice 1968: Résumés de cours. Collège de France 1952-1960. Herausgegeben von Claude Lefort. Paris: Gallimard.
MERLEAU-PONTY, Maurice 1973: Vorlesungen I. Schrift für die Kandidatur am Collège de France. Lob der Philosophie. Vorlesungszusammenfassungen 1952-1960. Die

25 Eine umfassende Literaturliste von und über Merleau-Pontys Schaffen findet sich etwa bei Lapointe/ Lapointe 1976; Waldenfels 2010; Bermes 1998; Flynn 2011.

Humanwissenschaften und die Philosophie. Berlin: de Gruyter.

MERLEAU-PONTY, Maurice 1942: La structure du comportement. Paris: Presses Universitaires De France.
[**SdV**] MERLEAU-PONTY, Maurice 1976: Die Struktur des Verhaltens. Übersetzt und mit einem Vorwort versehen von Bernhard Waldenfels. Berlin: de Gruyter.

MERLEAU-PONTY, Maurice 1945: Phénoménologie de la perception. Paris: Gallimard.
[**PhdW**] MERLEAU-PONTY, Maurice 1966: Phänomenologie der Wahrnehmung. Übersetzt und eingeführt von Rudolf Boehm. Berlin: de Gruyter.

MERLEAU-PONTY, Maurice 1948: Sens et non-sens. Paris: Nagel.
MERLEAU-PONTY, Maurice 2000: Das Kino und die neue Psychologie. 65-82 in: MERLEAU-PONTY, Maurice: Sinn und Nicht-Sinn. Aus dem Französischen von Hans-Dieter Gondek. München: Fink.
MERLEAU-PONTY, Maurice 2000: Sinn und Nicht-Sinn. Aus dem Französischen von Hans-Dieter Gondek. München: Fink.

MERLEAU-PONTY, Maurice 1955: Les aventures de la dialectique. Paris: Gallimard.
MERLEAU-Ponty, Maurice 1968: Die Abenteuer der Dialektik. Übersetzt von Alfred Schmidt und Herbert Schmitt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

MERLEAU-PONTY, Maurice 1960c: Signes. Paris: Gallimard.
MERLEAU-PONTY, Maurice 2007: Zeichen. Auf der Grundlage der Übersetzung von Barbara Schmitz. Unter Mitarbeit von Annika Hand. Kommentiert und mit einer Einleitung versehen und herausgegeben von Christian Bermes. Hamburg: Meiner.

MERLEAU-PONTY, Maurice 1961: L'Œil et l'Esprit. 187-208 in: Art de France, 1(1).
MERLEAU-PONTY, Maurice 1967: Das Auge und der Geist. Philosophische Essays. Herausgegeben und übersetzt von Hans Werner Arndt. Durchgesehene und um eine Bibliographie erweiterte Neuausgabe. Hamburg: Meiner.

MERLEAU-PONTY, Maurice 1969: La prose du monde. Herausgegeben von Claude Leford. Paris: Gallimard.
MERLEAU-PONTY, Maurice 1984: Die Prosa der Welt. Herausgegeben von Claude Lefort, übersetzt von Regula Giuliani. Mit einer Einleitung von Bernhard Waldenfels. München: Fink.

MERLEAU-PONTY, Maurice 1964: Le visible et l'invisible. Suivi des notes de travail par Maurice Merleau-Ponty. Édition de Claude Lefort. Paris: Gallimard.
MERLEAU-PONTY, Maurice 1986: Das Sichtbare und das Unsichtbare. Gefolgt von Arbeitsnotizen. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Claude Lefort. Aus dem Französischen von Regula Giuliani und Bernhard Waldenfels. München: Fink.

ANHANG

1. TRANSKRIPTIONSKONVENTIONEN

* *oder* *5*	Pause in sec.
[lacht] [steht auf]	Kommentar der Transkribierenden; Beschreibung der Mimik, Gestik, Tätigkeiten
{ok [lachend]}	Gültigkeitsbereich; Überschneidung
Färbergeb#	Wortabbruch durch Glottalverschluss
Wei:t	Länge
nie	Betonung
(Palü)	Nicht klar verstanden und nach Verständnis niedergeschrieben
akZENT	Primär- bzw. Hauptakzent
akzEnt	Sekundär- bzw. Nebenakzent
?	Hoch steigende Tonhöhe am Einheitenende
↑	Mittel fallende Tonhöhe am Einheitenende
↓	Mittel steigende Tonhöhe am Einheitenende
.	Tief fallende Tonhöhe am Einheitenende
~	Gleichbleibende Tonhöhe am Einheitenende
Kam dann hinüber	Sehr hohe Tonhöhe
Kam dann hinüber	Hohe Tonhöhe
Kam dann hinüber	Tiefe Tonhöhe
Kam dann hinüber	Sehr tiefe Tonhöhe
>dann ging ich hinüber<	Schnelle Sprechgeschwindigkeit
<dann ging ich hinaus>	Langsame Sprechgeschwindigkeit
-dann ging ich hinüber-	Leise
+dann ging ich hinaus+	Laut
is=es	Wortverschmelzung

2. EINSTIEGSFRAGE, LEITFADEN & PROTOKOLLIERUNG

Zu Eingang erläutern: Masterarbeit; Anonymität; Aufnahme; Notizen

Einleitung
Ich beschäftige mich mit Sprachempfinden. Das heißt, mich interessieren verschiedenste Situationen, in denen man mit Sprache in Kontakt kommt, und wie man diese erlebt und empfindet. Besonders interessant sind dabei Erfahrungen mehrsprachiger Personen.

Ich würd dich daher bitten, dass du einfach mal an verschiedenste Situationen denkst, wo Sprache zum Thema geworden ist. Denk an die Situationen zurück und versuch dich in sie hinein zu versetzen. Stell dir die Situation nochmal vor, und erzähl mir, was ist passiert? Wie hast du dich gefühlt? Was ist in dir vorgegangen?

(falls zuvor oberflächlich) Detail – szenisches Erinnern

- Du hast vorher davon gesprochen, dass >*xyz passiert ist*<. Ich würd gern noch mehr darauf eingehen (wie du die Situation erlebt hast). Bitte versetz dich zurück in die Situation, (mit Situationspezifika beginnen: du gehst hinein, alle sind still ...)

  - Wie sieht es dort aus, wie riecht es, ist es warm oder kalt, was hörst du? Wer ist sonst noch da? Was machen die Leute?
  - Was fühlst du?

Soziodemografisches Kontextprotokoll

Name	
Kontakt	
Geburtsdatum	
Geburtsort	
Beruf	
Wohnort	
Interviewdatum	
Interviewort	
Interviewdauer	

3. ANALYSESCHEMA THEMENANALYSE

Analyseschema für die Themenanalyse nach Froschauer/ Lueger (2006: 160f.)	
Thema	Was ist ein wichtiges Thema und wo kommt es im Interview vor?
Themencharakteristika/ Kontext	Was sind die relevanten Charakteristika eines Themas und in welchen Kontexten und Zusammenhängen kommt es vor?
Abfolge	In welcher Abfolge werden die Themen in einem Interview zur Sprache gebracht?
Unterschiede	Inwiefern treten Unterschiede in den Themen innerhalb der Interviews oder zwischen den Gesprächen auf?

4. ANALYSESCHEMA FEINANALYSE

Analyseschema für die Feinstrukturanalyse nach Froschauer/ Lueger (2006: 110-121)	
Paraphrase	Wie lässt sich der Inhalt dem Alltagsverständnis nach charakterisieren? Welche Inhalte legt die Person dar? Welche lässt sie außen vor? Welche Anschlussoptionen ergeben sich aus den vorangegangenen Sinneinheiten?
Intentionen/ Funktionen	Was will die interviewte Person bei dem/ der InterviewpartnerIn oder im Gespräch erreichen? Worauf will die interviewte Person hinweisen? Wie könnte die interviewte Person die Interviewsituation verstehen?
Latente Bedeutung	Was bedeuten die verschiedene Worte (Generalisierungen, Zeitworte, gammatikalische Konstruktionen, et cetera)? Was bedeuten Abbrüche, Versprecher, Wiederholungen, gewisse Wortverwednungen et cetera? Wie kommen Annahmen über Themen und AkteurInnen zustande? Worauf kann sich der Sinn der Einheit noch beziehen? Wie könnte sich ein System, eine Lebenswelt oder anderes gestalten, die derlei Aussagen nahe legen?
Rollen/ Identität	Welche AkteurInnen tauchen direkt, indirekt oder nicht auf? Wie lässt sich die interviewte Person aufgrund der Aussage beschreiben? Welche Schlussfolgerungen lassen sich aufgrund der angenommenen Rolle und Identität hinsichtlich des Systems, der Lebenswelt oder anderem ziehen?
Anschluss-optionen/ Prüfung	Ergeben sich Einschränkungen für den Gesprächsverlauf? Welcher Anschluss wird erwartet? Was dürfte in einer nächsten Sequenz vorkommen beziehungsweise nicht vorkommen, damit eine Interpretation als weiter wahrscheinlich erachtet werden kann? Wann müsste eine Interpretation als unwahrscheinlich verworfen werden?

5. INTERVIEWDETAILS

(#)	*Interview -datum*	*Sprachenrepertoire (gemäß den Angaben in den Interviews)*	*Sprachen-portrait*	*Auswertung*
(#3)	11.04.11	Russisch, Ukrainisch, Deutsch, Englisch	nein	Thematisch/ feinanalytisch
(#5)	20.04.11	Türkisch, Deutsch, Zaza, Englisch, türkische Dialekte, Jugoslavisch	ja	Thematisch/ feinanalytisch
(#8)	15.05.11	Albanisch, Deutsch, diverse Dialekte	nein	Keine
(#2)	23.05.11	Farsi, Deutsch, Italienisch, Englisch, Gibberish, Körpersprache, JuristInnenjargon, Spanisch, Türkisch, Kurdisch	ja	Thematisch/ feinanalytisch
(#6)	24.05.11	Armenisch, Türkisch, Deutsch, Spanisch	ja	Thematisch/ feinanalytisch
(#4)	25.05.11	Russisch, Ukrainisch, Deutsch, Englisch, Spanisch	ja	Thematisch/ feinanalytisch
(#3)	25.05.11	s.o.	ja	Thematisch/ feinanalytisch
(#9)	26.05.11	Deutsch, Portugiesisch, Englisch	ja	keine
(#7)	17.06.11	Italienisch, Deutsch, österreichische Dialekte (Wienerisch u.a.), italienische Dialekte (Venezianisch, Tristinisch u.a.), Spanisch	ja	Thematisch/ feinanalytisch
(#1)	21.06.11	Serbisch, Deutsch, Wienerisch, Englisch, Esperanto	ja	Thematisch/ feinanalytisch
(#10)	01.07.11	Deutsch, Serbokroatisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Thai, Niederländisch, Slovenisch, Japanisch, u.v.m.	ja	keine

6. ABSTRACT: LEIBLICH-AFFEKTIVES SPRACHERLEBEN

Die vorliegende Arbeit hat das Ziel Einblick in das leiblich-affektive Spracherleben mehrsprachiger und in Wien lebender Menschen in einem Spannungsfeld von lebensweltlicher Multilingualität und habitualisierter Monolingualität zu bieten. Im Hinblick darauf wurde eine qualitative Forschung durchgeführt, im Zuge derer elf Interviews mit zehn InterviewpartnerInnen geführt, fein transkribiert und in Auswertungsteams einer Sequenzanalyse unterzogen wurden. Das theoretische Fundament bilden sowohl die in der Phänomenologie verankerte Theorie der Leiblichkeit des französischen Philosophen Maurice Merleau-Ponty, als auch Sprachkonzepte der Multilingualität, entsprechend derer Menschen zu einer umfassenden, verleiblichten und engagierten varilingualen Interaktion mit der Welt befähigt sind.

In Werken wie die *Struktur des Verhaltens* und die *Phänomenologie der Wahrnehmung* hat Merleau-Ponty den Leib als das unvergleichliche und unabkömmliche Medium des menschlichen Zur-Welt-Seins und des Erschließens einer Welt bestimmt. Unser Leib ist ein sensibler und erkennender und vermag sich die Strukturen der Welt einzuverleiben, sie zu übersteigen sowie auch neue zu schaffen. Die Sinnesorgane fungieren dabei weder als Reizrezeptoren noch als Instrumente, welche lediglich die von ihnen aufgenommenen Reize an ein waltendes Bewusstsein weiterleiten. Vielmehr koagieren die Sinne in Gestalt eines perzeptiven Systems, sodass das Wahrnehmen in der Regel eine sinnliche Synästhesie oder Wahrnehmungsempfindung darstellt. Demnach ist der Leib Merleau-Ponty zufolge ohne verstandesmäßige Vermittlung zur Wahrnehmung begabt und kann mit den Sinnesorganen identifiziert werden. Die Wahrnehmungsempfindung ist letztlich so beschaffen, dass mit dem Empfinden ein Sich-Empfinden einhergeht und der/ die sinnlich Wahrnehmende sich selbst in Relation zur Welt fühlt. Das Empfinden ist nichts weniger als eine Fasson unseres lebendigen Seins und verdeutlicht zu aller Zeit unseren Bezug zur Welt. Gefühle lassen sich in diesem Kontext als habitualisierte und in einer gegebenen Sozietät geteilte Praxen des Zur-Welt-seins beschreiben. Kraft von Gefühlen bilden wir eine Wahrnehmungsstruktur heraus, auf Basis derer Reizen Bedeutung angedeiht. Vergleichbar mit dem Vermögen von Sprache sind wir dank unserer Emotionen schließlich in der Lage uns in Bezug zu Anderen zu setzen und befinden uns somit in steter sinnlich-sinnhafter Kommunikation mit ihnen.

Im Anschluss an Merleau-Pontys sprachphilosophische Anschauungen wird in der vorliegenden Arbeit der Fokus auf das Sprechen und weniger auf monolithische Konzepte von Einzelsprachen sowie auf SprecherInnen in ihrem sozialen Kontext und weniger auf die

Festsetzung eines linguistischen Regelsystems gelegt. Worte erweisen sich nicht als Behälter für Gedanken und Vorstellungen, sondern als Mittel des leiblichen Vermögens in einer Sprachwelt. Als solche generieren sie ihren Sinn in der Artikulation selbst, sodass das Sprechen und das Nicht-Sprechen die Realisierung eines personalen Zur-Welt-seins darstellen. Notiones des Sprachrepertoires und des languaging erweisen sich als sinnvolle Anschlusskonzepte und theoretische Erweiterungen der genannten Sprachvorstellung. Sie stehen jedoch im Widerspruch zu den gängigen Vorstellungen von Sprache, die einen 'natürlichen Monolingualismus' nahelegen. Monolinguale Sprachanschauungen entfalten ihre Wirkung mittels diverser Sprachideologien, deren Normen, Werte und Ideale wir verleiblicht haben und unser leiblich-affektives Spracherleben strukturieren. In den Emotionen der Aggression, des Stolzes, der Scham und Peinlichkeit, der Freude und Traurigkeit sowie des Selbstwerts und des Minderwerts, welche die Befragten in den Interviews zum Spracherleben darlegen, wird mit den monolingualen Sprachideologien umgegangen, sei es in affirmativer Weise als Bestätigung und Verfestigung der Ideologien, sei als in ablehnender Weise als Zurückweisung und Unterminierung derselben.

7. ABSTRACT: BODILY LANGUAGE EXPERIENCE

The thesis at hand brings the topic of bodily language experience (leiblich-affektives Spracherleben) into focus. Answers to the question on how multilingual speakers experience language in light of a multilingual life-world and a monolingual habitualization were sought by means of a qualitative research, involving ten depth interviews with eleven multilingual interviewees, living in Vienna, as well as their transcription and hermeneutic analyses. The theoretical basis for this research was established by the French philosopher Maurice Merleau-Ponty's phenomenology of embodied experience as it is expound in his work *The Structure of Behaviour* and *Phenomenology of Perception*. Furthermore, concepts of language as an embodied, copious and multilingual practice serve as essential theoretical premises.

In his work on perception Merleau-Ponty argues for the embodied inherence of human beings in the world and the body's pivotal role in human existence. Perception therefore is a behaviour, not effected by consciousness but by the lived and living body. Our senses find themselves in constant communication with each other in order to enable a complementary perceptive functioning or synaesthetic perception. Sense-experience then means the experience of self in sense-experiencing, which entails a person experiencing himself/ herself

in a certain bond with the world. In this context emotions are a habitual and shared practice of relating to the world. On the one hand they belong to the realm of personal experience, where they first and foremost make sense to the person experiencing them. At the other hand emotions constitute the relation, one bodily existence bears to the other. Hence, both by virtue of emotions and by language we found sociality and our selves, continuously undergoing a genesis of sense.

Following Merleau-Ponty's approach to language, emphasis lays on speech rather than on monolithic language concepts. Words are not vessels for thoughts or ideas but means of our body to realize our being-in-the-world (être au monde; Zur-Welt-sein). Speech does not simply transmit thoughts, it rather accomplishes or completes them. Merleau-Ponty thus lays the foundation for a conception of speech that focuses on speakers with regard to their respective social context and attends to the pivotal role of human bodily existence. The philosopher's basic ideas can be taken up by concepts of linguistic repertoire and languaging, that contradict the view on language as a customary system of certain linguistic rules, expressing inner emotions and thoughts. Contrary to the multilingual nature of life-world assumptions on a seemingly 'genuine monolingualism' are common, and wield power by means of a manifold of language ideologies. Due to their embodiment norms, values and ideals, that language ideologies comprise, are capable of structuring our bodily experience. The latter then signifies which linguistic values, norms and ideals a person respects and follows or disfavours and defies. This becomes apparent in emotions of aggression, pride, shame and embarrassment, pleasure and sadness, sense of self-worth and of inferiority that interviewees elucidated. By the manner in which a person experiences language and the world in general, he/ she is capable of strengthening or undermining and impairing a given system of rules and standards and thus of creating and forming the world.

8. РЕЗЮМЕ: ТЕЛЕСНО-АФФЕКТИВНОЕ ИСПЫТЫВАНИЕ ЯЗЫКА

Данная работа занимается вопросом телесно-аффективного испытывания языка (leiblich-affektives Spracherleben) многоязычных говорящих и ролью в нем понятий и идеологичных представлений о языке, распространенных в австрийском обществе. Расмотрение темы основывается на одиннадцати интервью с десятью многоязычными, живущими в Вене говорящими, которые были основательно проанализированы качественными методами. Теоретическую базу устанавливает феноменологические

труды философа Морис Мерло-Понти по теме восприятия, понимающего человеческое тело (corps phénoménal) способом обладания миром и субъектом восприятия.

По поводу телесно-аффективного испытывания языка обнаруживается одноязычный габитус говорящих, обосновывающийся разными идеологичными представлениями о мнимой одноязычности говорящих и одноязычной речевой практике. В качестве набора предположений и понятий языковые идеологии содержают в себе нормы, ценности и идеалы в отношении языка и речи, которые в свою очередь устраивают языковое действие и открывают возможность оценить и различать речь и в дальнейшем самых говорящих в соответствии с их речью. На основе этой способности языковые идеологии представляются существенными предпосылками для телесно-аффективного испытывания языка, так как оно основывается на оценке и ситуативных и общих ожиданиях посредством личных и общественных норм и ценностей. Последнее отражают излагаемые в интервью эмоции агресии, гордости и стыдливости, чувства неполноценности и собственного достоинства, грусти и удовольствия: грусть, например, возникает ввиду уменьшения ценимой языковой компетентности, а стыдливость из-за «недостатка» личного языкового репертуара (Sprachrepertoire), отклоняющегося по мнению пристыженного человека от личных и общественных языковых идеалов. С одной стороны, эмоции выделяются на фоне биографии и связанного с габитусом поведения человека, с другой стороны, они закладывают фундамент будущих действий и представления о самом себе. Названные эмоции отличаются друг от друга собственной структурой и функцией для ощущающего их человека и общества. Таким образом, телесно-аффективное испытывания языка служит созданию общественного строя, поскольку оно обосновывает или подрывает нормы, ценности и идеалы и имеет большое значение для стабилизации или волнения собственной личности.

9. LEBENSLAUF

- Geboren 1985 in Radstadt/ Österreich
- 2003 – 2004 Einjähriger Arbeitsaufenthalt in Oslo/ Norwegen
- Seit 2004 Freie Mitarbeiterin beim Montafoner Heimatmuseum Schruns/ Österreich, unter anderem bei den wissenschaftlichen Projekten
  - ✗ Oral History Archiv Montafon
  - ✗ Publikation und Ausstellung „Mensch & Berg! Eine faszinierende Welt zwischen Lust und Last“ in den Montafoner Museen 2008/ 2009
  - ✗ Publikation und Ausstellung „Grenzüberschreitungen. Von Schmugglern, Schleppern, Flüchtlingen“ im Montafoner Heimatmuseum Schruns und im Heimatmuseum Prättigau Grüsch/ Schweiz 2007 – 2009
  - ✗ Projekt und Ausstellung „Kuranstalt-Kurhotel Montafon“ 2012

Abbildung 4: Mein Sprachenportrait: Russisch, Englisch, Ukrainisch, Norwegisch, Deutsch, Latein, Französisch, Schöne Worte, Sprachzukunft

- 2004 – 2010 Studium der Slavistik (Russisch), Abschluss mit Auszeichnung
- 2005 – 2007 Erfolgreiche Absolvierung von sechs Praktika bei Siemens AG Österreich
- 2005 – 2008 Studium der Soziologie an der Universität Wien mit abgeschlossenem Bakkalaureat
- 2005 Teilnahme am einmonatigen russisch-österreichischen Sommerkolleg „Tandem“ in Nižnij Novgorod/ Russische Föderation
- 2007 Teilnahme am dreiwöchigen ukrainisch-österreichischen Sommerkolleg „Tandem“ in L’viv/ Ukraine
- 2008 – 2009 Halbjähriges Auslandssemester an der RGGU in Moskau/ Russische Föderation
- 2008 Mitarbeit bei der Österreichisch-Russischen Freundschaftsgesellschaft (ORFG)
- 2009 Halbjähriges Praktikum bei der Österreich Werbung in Kiev/ Ukraine
- seit 2011 Übersetzerin und Lektorin bei ICEUR-Vienna